
AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943
F. STAEGER

1845—1895.

Goßner's Mission unter den Kols in Britisch Ostindien.

Eine Festschrift.

Friedenau=Berlin 1895.

Buchhandlung der Goßner'schen Mission.

Goßner's Mission

unter den Kols in Britisch Ostindien.

1845—1895.

Eine Festschrift.

Friedenau-Berlin 1895.

Buchhandlung der Goßnerschen Mission.

I.

Ein Senfkorn.

„Hier schlugen am 2. November 1845 die ersten vier Missionare Goßner's ihr Zelt auf" — so lauten in englischer Sprache die Worte in einen Stein eingehauen, welcher inmitten eines großen, auf drei Seiten von Landstraßen umsäumten, nach der vierten durch eine gewöhnliche Grenzlinie von anderen Grundstücken getrennten ebenen Platzes an einem ihn von West nach Ost durchschneidenden Wege bei Ranschi, der Hauptstadt der bengalischen Provinz Tschutia Nagpur, aufgerichtet steht. Dieses Kleeblatt christlicher Heidenboten war gekommen, dort zu bleiben, und unter dem braunschwarzen Volke des Landes ihre Lebensarbeit zu beginnen. Wie hätte aber einer von ihnen selbst oder von denen, welche sie dorthin gerufen oder gewiesen hatten, es auch nur entfernt ahnen, vermuten oder voraussagen können, was mit diesem Zeltaufschlagen gegeben war! Indessen das Auge, welches über alle Menschen aufgeschlagen ist und ihre Geschicke regiert, sah es, es sei etwas senfkornartiges, was an jenem Novembertage dem indischen Völkerboden eingesenkt wurde.

Die vier Boten kamen aus Berlin von Goßner, der damals als Pfarrer an der lutherischen Böhmischen Bethlehemskirche sowi als Begründer und Beförderer freier christlicher Liebesarbeiten wirkte, nach britisch Ostindien gesandt. Sie waren schon geraume

Zeit unterwegs, ehe sie dieses ihr Ziel erreicht hatten. Mehr als fünf Vierteljahre waren von ihnen auf ihrer Reise zugebracht worden, denn bereits im Sommer des Jahres 1844 hatte sie Goßner von seinem Gotteshause aus abgefertigt. Er meldete das in dem von ihm herausgegebenen Missionsblatte, der Biene, mit folgender Nachschrift und Bitte: „Den 8. Juli wurden wiederum vier neue Brüder, Emil Schatz, Kandidat der Theologie, August Brandt (Lehrer), Friedrich Batsch (Lehrer) und Theodor Janke (Oekonom) in unserem Bethlehemskirchlein unter Auflegung der Hände und Gebet eingesegnet und abgeordnet. Sie sind nun von hier nach London abgegangen, um von dort nach Mergui in Britisch Birmah abzusegeln, wo, wie wir hoffen, sie ihren Wirkungskreis finden werden. Die Leser alle werden sie mit ihrem Gebete begleiten und über das Meer hinübertragen. Wir bitten."

Bereits sieben Jahre lang war das eigenartige Wirken Goßners, Missionare unter die Heiden und Prediger unter die protestantischen Deutschen in der Diaspora zu senden, im Gange, und während dieser Zeit hatte er nicht weniger als zwölf einzelnen Gruppen von Männern und Frauen, von denen er darum gebeten worden war, seine segnenden Hände aufgelegt und sie „in alle Welt" geschickt. Australien, Britisch Ostindien, Nordamerika, die Chatam-Inseln waren die Ziele der Reisegesellschaften gewesen, und zwar hatte Goßner nach einigen dieser Punkte schon mehr als eine von ihnen gehen geheißen. Mit der in Frage stehenden Aussendung war es auf etwas wesentlich neues abgesehen. An dem genannten Orte hatte die Witwe eines von den Heiden ermordeten Reisenden ein Besitzthum zur Verfügung gestellt, welches sich zu einer Missionsstation eignen würde, und da zu jener Zeit die großen Erfolge der nordamerikanischen Baptisten unter den Karenen die allgemeine Aufmerksamkeit der Protestanten ihrer Heimath und Europas, auch die der deutschen, auf sich gezogen hatten, war es dem allzeit hilfsbereiten Greise in Berlin ein wohlthuender Gedanke gewesen, daß einige seiner Boten auch nach den birmanischen, also Hinterindischen Gebieten giengen und in gewisser Weise dort mit am Netze ziehen hülfen: sollte sich solches aber als unthunlich erweisen, so liege ja nahe, — dieses war eine weitere Bestimmung gewesen — daß die Vier eine

Niederlassung Goßnerscher Missionare an den Abhängen des Himalaya verstärkten.

Das erste Ziel war die Hauptstadt Vorderindiens, Kalkatta, die mächtige Stadt an einem der Ströme, in welche sich der Ganges vor seinem Eintritte in den Bengalischen Meerbusen gespalten hat. Dort hatten englische Freunde und auch ein Süddeutscher, nämlich der im Dienste der englisch-kirchlichen Mission stehende Wirttemberger Häberlin, sich bisher der nach Indien gekommenen Boten Goßners mit Rath und That angenommen. In ihre Hand hatte der in dem fernen Berlin weilende Greis die Entscheidung gelegt, wohin die neuen Ankömmlinge sich zu wenden hätten. Dieselbe fiel dahin aus, daß weder Hinterindien noch auch der Nordwesten Vorderindiens der für sie passende Ort der späteren Wirksamkeit sei, also weder ein Anschluß an Unternehmungen, welche schon angefangen hatten, noch auch in Gegenden, welche dem allgemeinen indischen Verkehrsleben doch ein wenig ferner lagen. Vielmehr schien es dem Kreise in Kalkatta das richtige, es müsse ruhig abgewartet werden, daß und wo sich für die neuen Goßnerschen Sendlinge eine offene Thür zeigen würde.

Es entzieht sich unserer Kenntniß, ob dem Kreise besonnener Männer klar vor Augen stand, von welch großartiger Bedeutung das schon damals mit England auf das genaueste verbundene Vorderindien mit seiner nach Hunderten von Millionen zählenden Völkerwelt für die christliche Mission sei. Wiewohl der Hof der Direktoren der Ostindischen Handelskompagnie die oberste Autorität ausübte, war doch alles infolge der verschiedenen Friedensschlüsse und Verträge so geordnet, daß das Land im Großen und Ganzen eine Kolonie Englands und zwar die schönste, reichste, bedeutendste, eine Krone unter allen englischen Kolonieen genannt ward, vom Himalaya herab bis zum Kap Komorin tief im Süden eine Menschheit für sich, so zu sagen, zusammengeschlossen, durch das Hereinfluthen europäischen Kulturlebens an die Schwelle einer neuen Entwickelung gestellt, mit allgemeiner Sicherheit für Leben und Bewegung, ein Schauplatz für die christliche Mission, wie er von den hohen Händen, welche die Welt und ihre Geschicke regieren, so eigenartig bisher nur erst ein Mal früher vorbereitet war.

Die Aehnlichkeit mit den Staats- und Völkerverhältnissen des alten römischen Reiches liegt zu offenbar vor unsern Augen, als daß sie nicht schon oft bemerkt sein sollte, und es ist als ein wesentlich neues nur der Islam mit seinen Millionen von Anhängern hinzugekommen, während den Grundstock der Bevölkerung eine Fülle der verschiedenartigsten Heidenschaften ausmacht, welche mit den Muhammedanern gemeinsam Objekte der christlichen Mission bilden.

An der großen Aufgabe, auch ihnen den Segen der Erlösung durch den Heiland der Welt zugänglich zu machen, sollten deutsche Missionare, auch Goßners Heidenboten mit helfen, und zwar hatten sie bereits in doppelter Weise einen Anfang gemacht. Die einen waren in einer mäßig großen Stadt Nordindiens als an einem Mittelpunkte ansässig geworden und wirkten an den Bewohnern derselben und der Umgegend durch die Mittel, welche für den Anfang solcher Arbeit unmittelbar gewiesen sind, die andern aber hatten sich unter Völkerschaften niedergelassen, welche ländliche Distrikte bewohnten und als niedere Schichten der indischen Völkerwelt sich durch ihre soziale und religiöse Lage deutlich wenngleich nicht vortheilhaft von den höheren Elementen unterschieden. Die verhältnismäßig jungen Bestrebungen protestantischer Mission hatten es noch nicht erfahren, ob die Arbeiten der jungen Missionare an den ersteren oder an den zweiten Orten von rascheren, sichtbareren und bleibenden Erfolgen begleitet sein sollten. Demgemäß entzog sich auch der Erkenntniß der bereits an einer oder der anderen Art thätigen Männer, nach welcher Seite hin Neulinge zu lenken seien, deren Herz darnach Verlangen trug, sich an dem Missionswerke eifrig zu bethätigen. Aber es wäre ja nicht unmöglich gewesen, den vier Boten Goßners den Rath zu geben, daß sie nach irgend einer größeren Stadt Indiens wanderten und dort, sei es selbständig, sei es als Helfer anderer, einzutreten.

Das erste war durch die vollständige Mittellosigkeit der Vier ausgeschlossen, und daß sie nicht unter den Hindus Nordindiens zu arbeiten anhuben, wurde durch eine Aussicht verhütet, welche sich nach nicht allzulangem Warten für sie eröffnete. Mehrere englische Beamte einer bengalischen Provinz, von der Hauptstadt

etwa drei- bis vierhundert Kilometer nach Westen gelegen, waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß den Heiden, die ihrer Pflege, politisch angesehen, anvertraut worden waren, am besten geholfen werden könnte, wenn christliche Missionare sich unter ihnen ansiedelten und ihnen hülfen, Christen zu werden. Ein Kapitän Hannington, als Greis später bis zum General aufgestiegen und zu London als Beamter des Ministeriums für Indien thätig und dort verstorben — seine Witwe lebt als eine dreiundneunzigjährige Greisin noch heute in England und empfindet die lebhafteste Freude, wenn sie von der Mission unter den Kols Mittheilungen empfängt — war derjenige, welcher am kräftigsten für den Wunsch eintrat. Als Missionar Häberlin in Kalkatta davon hörte, war er so vorsichtig, solch einen folgenschweren Schritt, die deutschen Missionare dorthin gehen zu lassen, nicht alsbald oder unbesehens zu thun. Vielmehr empfahl es sich, die Personen und die Verhältnisse durch einen persönlichen Besuch näher kennen zu lernen. Als das im Anfange des Jahres 1845 geschehen war und der Befund der Art vorlag, daß mit gutem Gewissen das entscheidende Wort gesprochen werden konnte, hieß es zu Kalkatta im Hause des Wirttemberger Gastfreundes: „Die vier Goßnerschen Missionare werden unter den Kols in Tschutia Nagpur ihr Werk beginnen."

Da zwei von ihnen verheiratet waren, erwies es sich als um so schwerer, solch eine große Gemeinschaft auf der Stelle so unterzubringen, daß sie von dem indischem Klima in ihrer Gesundheit nicht geschädigt würden. Die hereinbrechende heiße Zeit und die ihr folgenden Regenmonate konnten noch nicht an dem ins Auge gefaßten Punkte, nämlich bei Ranschi, dem Verwaltungsmittelpunkte der Provinz, verlebt werden: erst in der mit dem November beginnenden kühlen Zeit konnte an das Beschaffen eines Unterkommens gedacht werden. Aber dennoch brach die kleine Reisegesellschaft aus der Großstadt auf, um in der Zwischenzeit auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte bei Freunden, denen sie empfohlen waren, längere Zeit zu rasten und sich mit den Sitten des Landes und der Menschen und vor allem mit der Hindisprache, dem dortigen, allgemeinen, geistigen Verkehrsmittel, näher bekannt zu machen. In einfachster Weise wurde der Weg zurückgelegt,

meist so, daß die geringen, aus Europa mitgebrachten Habseligkeiten und was in Indien dazu gekommen war, einem Ochsenwagen aufgeladen wurden, neben welchem die Reisenden zu Fuß giengen, nur daß die schwächeren unter ihnen bisweilen auch fuhren, und sie alle waren ohne Zweifel innig froh und dankbar, als an dem erwähnten Novembertage die Stadt sich in der Ferne zeigte, an derer Westende sie, von den englischen Beamten auf das herzlichste begrüßt, ihren Wanderstab niederlegen und sich zum Bleiben einrichten konnten.

II.

Das erste Jahrfünft.

Zuerst galt es sich häuslich einzurichten. Es wurde den vier Männern und zwei Frauen in zuvorkommend freundlicher Weise von den englischen Freunden, von denen auch einige verheiratet waren, erleichtert. Nach der auch in andern Goßnerischen Missionsunternehmungen beliebten Art — sie ahmten die der Brüdergemeinde nach — wurde mit gemeinsamer Wirthschaft begonnen, bei welcher man sich aller Einfachheit befliß. Die nöthigen Lebensmittel wurden theils gekauft, theils von den Gönnerinnen und Gönnern gütig zur Verfügung gestellt, theils bald dem Boden, auf welchem eine Niederlassung möglich geworden war, abzugewinnen gesucht. Gemäß der Landessitte nämlich ließ es sich sehr rasch und sehr leicht machen, daß ein stattliches, in der unmittelbaren Nähe der Häuser der Beamten liegendes geräumiges Stück Feld gegen eine mäßige Rente in unkündbare Erbpacht genommen wurde, der Grundstock des schönen großen Besitzthums, welches, später durch weitere Erbpachtverträge, durch Käufe, durch Schenkungen vergrößert und abgerundet, der Goßnerischen Mission rechtlich verbrieftes Eigenthum ist. Auf demselben begannen die angelangten deutschen Männer nicht allein einen Hausbau, damit sie ein für Gesundheit und Leben sicheres Unterkommen hätten, sondern sie schauten auch darnach aus, wie sie durch Gartenanlagen, durch

Kultivieren einiger indischer Erzeugnisse und durch andere nahe liegende Bemühungen für sich selbst sorgten und sich für die Zukunft Einnahmequellen schüfen, das alles selbstverständlich unter der mitthätigsten, gütigsten, uneigennützigsten Hilfe derer, welche sie dorthin eingeladen hatten.

Dieses äußerliche Fundamentieren brachte die Ankömmlinge nach den verschiedensten Seiten hin rasch in nähere Verbindungen mit denen, wegen derer sie von Gott und Menschen gerufen worden waren. In den Bewohnern der Stadt Ranschi und den zahlreichen umliegenden Dörfern und Dörflein starrte sie das ungebrochene Heidenthum und zum Theil auch der Islam an. Aber während in der Stadt einige Siwatempel und Moscheeen es bezeugten, daß die allgemeine indische Landesreligion und der landläufige Muhammedanismus dort vertreten seien, erwiesen sich die Landleute wie überhaupt die niederste Schicht der Gesammtbevölkerung als Menschen, die eine wesentlich andere Religion hatten, ohne Tempel, ohne die ausgebildeten Götterlehren des Brahmaismus, ohne alle „heiligen Urkunden", als Heiden, die demgemäß erst näher kennen gelernt dann aber auch in besonderer Weise behandelt sein wollten. Diese Bekanntschaft mit ihnen aber wurde dadurch erschwert, daß zwar ein Verkehren mit den Männern durch die Landessprache, das Hindi, möglich wurde. Dieselbe war jedoch nicht die ursprüngliche, nicht die ihre. Sondern die Kols, wie sie mit einem Gesammtnamen von vorne herein genannt wurden, unterschieden sich auch durch eigene Sprachen, die nicht nur dialektisch sondern genetisch von den indogermanischen abweichen, von den höheren Volksschichten der Provinz. Aber schon ehe die Missionare auch dieser sich zu bemächtigen und die unmittelbarste Verbindung mit dem sie sprechenden Volke herzustellen versuchten, erkannten sie Grundzüge ihrer Religion sehr klar. Dieselbe erwies sich als eine Spielart der über die ganze Erde bei den auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Heiden allgemein verbreiteten sogenannten Naturreligionen, bei denen ein wunderliches Gemisch abergläubischen Gedankenwustes sich mit der niedersten Scheu vor unsichtbaren Geistern und vergotteten Dingen der abenteuerlichsten Art paarte, das alles ruhend auf einer Art Dualismus, insofern eine dunkle Vorstellung von einem obersten

guten Geiste im Hintergrunde steht, während ein gewisses System hinsichtlich der bösen Geister und ihres Oberhauptes herausgebildet ist, mit Zauberern und Opferleitern der primitivsten und unheimlichsten Gestaltung, mit rohen Gebräuchen bei einem Opfer und Anrufungskultus, im Leben von Sittlichkeitszuständen begleitet, die sich durch das Vorherrschen des Trunkes und der Unkeuschheit wie sonst auch unter den niedrigsten Schichten der Erdbevölkerung charakterisieren.

Außer den religiös-sittlichen Zuständen lernten die Missionare auch die eigenthümliche soziale Lage der Menschen, wegen derer sie gekommen waren, näher kennen. Die ringsum über die ganze Provinz hin in der Zahl von mehreren Millionen wohnenden Kols waren und sind bis zu dieser Stunde vorwiegend Landleute, Bebauer des sehr ergiebigen Bodens, Reisbauern. Die Scholle, auf welcher sie sitzen, und von welcher sie sich nähren, ist indessen nicht einfach ihr Eigenthum, vielmehr liegen, was die Besitzverhältnisse anlangt, Verwickelungen, nämlich soziale Gestaltungen und Mißbildungen vor, deren wahrer Bestand sich erst allmählich den Augen der Europäer, der englischen Beamten und der deutschen Missionare, entschleierte. Dem Volke steht als allgemeine Ueberzeugung fest, daß von Alters her das gesammte Land ihm gehöre, die um die Dörfer herumliegenden Aecker der Dorfbewohnerschaft. Aber nur zum geringeren Theile sind jetzt die einzelnen Familien freie Besitzer bestimmter Liegenschaften. Im allgemeinen hat sich infolge von Vergewaltigungen, sozialen Umwälzungen und persönlichen Verschuldungen der Zustand herausgebildet, daß die Hindus, also Brahmaisten und Muhammedaner, als Grundbesitzer und Großpächter derselben rechtlich und faktisch das Land das ihre nennen, daß aber die Kols in den Stand von Kleinpächtern, wenn man will von sehr mäßig begüterten Erbpächtern herabgedrückt sind, die durch Abgaben und Frohndienste in der unter Heiden eigenartig drückenden und oft widerrechtlich fühlbar gemachten Abhängigkeit erhalten den furchtbarsten Quälereien ausgesetzt sind.

Wie hätten die Missionare solche später mit dem Namen der „Landfrage" bezeichneten Verwickelungen der sozialen Verhältnisse von vorne herein erkennen können! Sie begannen unbekümmert um dieselbe auf das braunschwarze Volk, mit welchem sie in

Berührung kamen, mit allen den Mitteln der Missionsarbeit einzuwirken, wie sie unmittelbar sich darboten. In ihren ersten Berichten, welche sie an Goßner in Berlin sandten, waren sie voll guten Muthes, verschwiegen aber nicht, daß es ein schweres Stück Arbeit sein werde, ehe in die feste Mauer des ihnen so eigenthümlich neuen Heidenthumes eine Bresche werde gelegt werden. Die bei Haus- und Gartenbau dringend nöthigen Arbeiter, die für Europäer gleichfalls erforderlichen Diener und Dienerinnen, welche alsbald, natürlich in geringster Zahl, geworben werden mußten, die Menschen, mit welchen das Verkehrsleben sie sonst in Verbindung brachte, endlich die absichtlich von ihnen aufgesuchten Landesbewohner wurden selbstverständlich diejenigen, denen sie nahe zu bringen suchten, weshalb sie gekommen seien. Ja, wie das anderwärts, namentlich von deutschen Missionaren gethan wird, sie begannen eine Art von Lehrarbeit in einem Kreise, wie sie späterem Wirken vorbildlich sein sollte: sie suchten die erste Schule nud zwar eine Kinderschule zu gründen. War doch auch die Hälfte der Missionarsgemeinschaft Lehrer! Wie hätten sie nicht von vorne herein gerade darnach ausschauen sollen, auch bei dem Einwirken auf das Volk von unten anzufangen! Es hielt nicht schwer, eine kleine Schaar von Kindern zu sammeln, verwaiste, versäumte, von gleichgiltig zu ihren Nachkommen stehenden Müttern oder Vätern übergebene, da es dann auch nicht fern lag, dieselben, da sie ganz in Pflege genommen wurden, durch die Taufe der christlichen Kirche einzufügen.

Aus ihrem Kreise erwuchsen denn auch den Missionaren ihre ersten Amtsfreuden. Die Kinder erwiesen sich als nicht unbegabt, lenksam und religiös empfänglich. Sie ließen sich leicht lehren und ziehen und erweckten die Hoffnung, daß an ihnen nicht verloren sein würde, was an sie gewandt ward. Einzelne Aeußerungen, welche verriethen, daß sie auch zu verstehen anfiengen, worin sie unterwiesen wurden, fanden, getreulich von den Missionaren nach Berlin berichtet, dann ihren Weg in die Biene, damit sie außer Goßner auch andere erfreuten. So hörte man in Ranschi eines Tages, wie sich die Kinder über das an der Wand hängende Bild des ehrwürdigen Greises unterhielten. Es war dasjenige, auf welchem er dargestellt ist, wie er mit seinem Finger auf die

Bibel hinweist. Da hatten die Kinder herausgefühlt, was mit solcher Handbewegung gemeint war, und die Bemerkung gemacht: „Seht, wie der Mann auf das Wort Gottes hinweist!“ Auch andre erfreuliche Aeußerungen konnten vernommen werden und weckten den Wunsch, daß die Alten einmal so singen lernen möchten, wie die Jungen zu „zwitschern“ begonnen hätten.

Das aber wollte durchaus nicht kommen. Ein Jahr nach dem andern verrann, und das ersehnte Rauschen in den Totengebeinen blieb aus. Den Heiden und Muhammedanern in und um Ranschi mußte es an den verschiedensten Umständen klar werden, daß es mit der Ansiedelung der Missionare in ihrer Mitte sehr ernst gemeint sei. Auch das blödeste Auge unter ihnen bemerkte, wie sich die Zahl derselben vermehrte, denn europäische Männer und Frauen, die sich als nicht zu den englischen Beamten gehörig sondern von ihnen unterscheidend erwiesen, kamen von Zeit zu Zeit an, suchten sich des Hindi zu bemächtigen und thaten dasselbe, was die bisherigen vollführt hatten. Und wenngleich einige auch wieder von dannen zogen und an andern Orten Indiens weiter arbeiteten, ja wenn auch der Tod ihre Reihen zu lichten begann, so wurden es mit der Zeit doch so viele, daß allen Ernstes daran gedacht werden mußte, außerhalb Ranschis in andern Orten feste Missionsniederlassungen zu begründen, was denn auch wirklich an einem und dem andern Punkte geschah. Der erste von den Missionaren, welcher in die Ewigkeit abgerufen wurde, war der Oekonom Janke: er starb am Fieber, welches er sich durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Natürlich blieben auch die übrigen nicht immer gesund, wie es durch die Inkongruenz der europäischen Naturen und des Klimas Indiens unmittelbar gegeben ist. Allein die betreffenden Verhältnisse der bisher besetzten Stationen erwiesen sich als leidlich günstig, ein Umstand, der vornehmlich darin seinen Grund hat, daß Tschutia-Nagpur zum größten Theil gebirgig und hochgelegen ist: es sind die östlichen Abdachungen der Nord- und Südindien rückgradmäßig durchziehenden und theilenden Windhyaberge, welche von den Kols bewohnt werden. Und es ließ sich in der That so an, als ob auch die vier ersten Plätze, zu derer Begründung es außerhalb Ranschi im Laufe der ersten fünf Jahre kam, Bestand haben sollten.

Wenn nur die Heiden gekommen wären! Zwar fehlte es nicht an einzelnen, welche zu verstehen schienen, auf was es bei den wiederholten Bezeugungen der Missionare vornehmlich ankomme. Die Berichte enthalten solcher Worte genug, mit denen einzelne Männer auf das eingiengen, was ihnen von göttlicher Wahrheit nahe gebracht worden war, und nicht etwa nur denen, welche als „Padris", als Vertreter einer neuen Religion, unter sie gekommen waren, nach dem Munde redeten oder eine Art Echo dessen, was sie gehört hatten, abgaben. Aber die ersehnte Bereitschaft einzelner zu eingehenderem Unterrichte, zum bewußten Heraustreten aus ihren bisherigen Lebensgewohnheiten, zur Annahme der heiligen Einzelhandlung, durch welche der Eintritt in das Reich Gottes vollzogen wird, wollte und wollte nicht kommen, und es ist durchaus erklärlich, wie in den Reihen der Missionare eine Art Müdigkeit und Muthlosigkeit einreißen wollte, durch welche das an Goßner gerichtete Wort ausgeboren ward: „Die Kols bekehren sich nicht. Alle unsre Arbeit ist umsonst. Wir haben die Erde aufgerissen und gesät, aber es zeigt sich keine Frucht. Wir wünschen uns ein andres Arbeitsfeld zu suchen." Allein der klare, feste, erfahrene, fromme, ehrwürdige Mann in Berlin war andrer Ueberzeugung. Sein Bescheid lautete: „Ob sich die Kols bekehren oder nicht, das sei euch gleich! Wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gerichte hören! Ihr aber betet und predigt ruhig fort! Wir hier wollen auch mehr beten."

III.

Der Umschwung.

Es ist eine in der Geschichte des Reichs Gottes oft vorkommende Thatsache, daß gewisse geistige Bewegungen längere Zeit nicht zum Durchbruche gelangen können, weil Dämme von Schwierigkeiten und Hindernissen sich ihnen entgegenstemmen: plötzlich aber erfolgt durch irgend ein äußerlich angesehen kleines

Ereigniß eine entscheidende Wendung, und wie mit elementarer Gewalt brechen durch eine rasch breiter und tiefer werdende offene Stelle die Wogen der aufgestauten Wasser und überfluthen in heilsamer Weise dürre Flächen, um sie in fruchtbare Auen zu verwandeln. Solche Erfahrung wurde im Jahre 1850 zu Ranschi von den Kolsmissionaren Goßners gemacht, und es gewährte damals allen, die das an Ort und Stelle erlebten, als auch dem Begründer des ganzen Werkes in Berlin und allen, die mit ihm verbunden waren, als uns Nachgeborenen, die wir solches fast nach einem halben Jahrhundert im Geiste sich vor uns vollziehen sehen, eine den Glauben stärkende Freude, durch die hohe Hand von oben her Bahn gemacht zu sehen, daß von nun an das Wirken der Boten des HErrn von sichtbaren Erfolgen begleitet werden sollte.

Vier Männer aus dem Stamme der Uraos waren die Erstlinge der jungen lutherischen Kolsmission. Sie kamen nicht unmittelbar aus ihren volksthümlichen, ursprünglichen, religiösen Anschauungen her sondern hatten bereits die innere Wandelung durchgemacht, daß von ihnen der Anschluß an eine Hindusekte, die Kabirpanths, vollzogen werden sollte: dieselbe lehrt eine Art Reaktion gegen das urwaldlich angewachsene Brahmanenritual und wirkt auf eine Abtötung der menschlichen Sinnlichkeit hin, mit Einzelzügen, die zum Theil der widerlichsten Art sind. Es geht die Rede, daß von dem heidnischen Lehrer, dem die vier anhiengen, ihnen ein kleiner Katechismus Luthers, in das Hindi übersetzt, den er selbst von einem der deutschen Missionare empfangen hätte, übergeben worden sei: derselbe habe ihnen dann Wegweiserdienste geleistet, daß sie mit den zu Ranschi wohnenden christlichen Lehrern in Verbindung kamen. Sie erwiesen sich als Leute, welche altansäßigen Familien der Landbewohner angehörten, ihrer sozialen Lage nach wegen ihres Landbesitzes in einen Prozeß verwickelt, der einen längeren Aufenthalt in Ranschi erheischte, halb neugierig, halb sehnsuchtsvoll den Gottesdiensten der Fremden beiwohnend: und wenn auch in das Gebiet der Legende, der gut erfindenden darum aber doch noch nicht wahren, verwiesen werden muß, daß sie mit dem am Palmsonntage zu Jerusalem vonseiten der Griechen laut gewordenen Wunsche: „Wir möchten JEsum gern sehen!“ zu

den Missionaren gekommen seien, so bleibt doch die Thatsache stehen, daß sie nähere Unterweisung im christlichen Glauben begehrten und sich im Laufe des Unterrichts bereit erklärten, durch die Taufe Glieder der Gemeinschaft zu werden, welcher die Missionare angehörten.

Sie wurden am 9. Juni 1850 dem zweiten Sonntage nach Trinitatis getauft. Das Ereigniß erfüllte die unmittelbar an demselben betheiligten Missionare und alle, die von ihnen über dasselbe Nachricht erhielten, vor allen Goßner selbst mit hoher Freude. Er eröffnete seine Biene des Jahres 1851 zuerst mit einem Appell an seine Leser: „Was ist das Missionsfeld?“, welcher mit den Worten schließt: „Frisch auf zur That! Fördert dieß gute Werk! Bedenkt, daß Christus davon der Anfänger, Leiter und Vollender ist!“ Dann aber giebt er einen „Jahresbericht von 1850“, in welchem er die Missionare Schatz, Friedrich Batsch, Brandt, die neu angelangten Lohr und Herzog und den auf Loharbagga seelsorgerisch und ärztlich wirkenden Conrad zu Worte kommen läßt, nachdem er selbst seiner Herzensbewegung in folgenden Worten Ausdruck gegeben hat: „Der allereigentlichste Missionssegen ist die Bekehrung der Heiden, die Rettung der Verlorenen. Und diesen haben wir in diesem Jahre mehr als sonst erfahren dürfen. Der HErr hat die Herzen und Ohren der armen Heiden aufgethan und scheint ein großes Feuer unter den Kols anzuzünden .... Mehrere sind getauft, viele melden sich zur Taufe, und der Zudrang zum Worte ist so groß, daß die Brüder eine Kirche bauen müssen — kleine Kirchen bauen die Bekehrten in ihren Ortschaften selbst — dazu und zu einer Orgel und Glocke bitten die Brüder um Beiträge. Sie werden dort auch dazu sammeln und hoffen nicht vergebens. Denn da der HErr seine Hand zum Segnen ausgestreckt hat, so darf, wer ihn lieb hat, seine Hand nicht in den Sack stecken.“ Endlich rühmt er seinen Kolsmissionaren nach, daß sie eingedenk seien, „dem armen JEsu und seinen Aposteln nachzufolgen und sich durch Klein- und Treusein von der Welt zu unterscheiden,“ und bringt dann die Einzelberichte derselben.

Es war ein sehr bezeichnender Umstand, daß mit den vier Männern sieben Waisenkinder, welche sich in der Pflege der

Missionare befanden und ihnen bis dahin Freude gemacht hatten, gleichfalls durch das Sakrament der Taufe den neuen Grundlagen einer heidenchristlichen Gemeinde hinzugefügt wurden. Und die vier Männer sollten mit den sieben Kindern nicht lange allein bleiben. Denn es begann jetzt eine Zeit, wie sie in Berlin und Ranschi seit den fünf kalten Jahren ersehnt worden war, eine Zeit der wärmer werdenden Sonne und des milden Regens von oben herniederfallend, Frühlingstage, in welchen es rings um die Menschen und in ihnen zu grünen beginnt. Es zeigte sich bald, daß den Männern daran gelegen war, auch ihre Familien der neuen Gemeinschaft nicht fern bleiben zu lassen. Der eine von ihnen legte desgleichen bald ein muthiges Zeugniß für seinen neuen Glauben ab. Von einem vornehmeren Heiden deshalb, daß er ein Christ geworden war, mit den Worten bedroht: „Ich will mir eine neue Axt kaufen, bloß um dich damit tot zu schlagen; denn du bists, der unsern ganzen Stamm entehrt und verführt," entgegnete er: „Aus jedem meiner Blutstropfen, die ich um JEsu willen vergießen werde, werden Tausende von Christen geboren werden!" Goßner fügte in der Biene hinzu: „Dieß Wort ist wohl zwei Menschenleben werth." In der That, wo muthige Zeugnisse den Feinden gegenüber erschallen, wird angenommen werden dürfen, daß auch innerhalb der Familien und der Dorfgemeinschaften die neue Erkenntniß Kraft bewiesen habe.

Goßners Wort: „Die Brüder müssen eine Kirche bauen" gieng nun im uneigentlichen und eigentlichen Sinne während der nächsten Jahre voll und ganz in Erfüllung. Auf das Titelblatt der Jahrgänge 1851 und 52 setzte der Herausgeber der Biene bereits das Bild eines stattlichen Gotteshauses und nannte es Christuskirche in Ranschi. Allein es vergieng doch eine geraume Zeit, nämlich bis zu Weihnachten 1855, ehe dieser Kirchbau zur Vollendung kam. Inzwischen vollzog sich der andere in solch einem Umfange, daß sehr bald klar ward: „Die wachsende Gemeinde bedarf eines Gebäudes, welches nach großen Maaßen hergerichtet ist," oder wie es einer der ersten Missionare ausdrückte: „Da ein auf die längste Dauer berechneter Bau der billigste ist, so wollen wir eine dauerhafte, würdige Kirche aufrichten." Die englischen Beamten, der inzwischen zum Major aufgestiegene

Hannington voran, interessierten sich auf das lebhafteste für ein lange Zeiten überdauerndes, den Leuten von vorne herein den Eindruck der Großartigkeit machendes Gotteshaus. Und wenn dasselbe denn auch ganz anders aussah, als Goßner es hatte drucken lassen, und langsamer fertig wurde, als man hüben und drüben gehofft und beabsichtigt hatte, ja, wenn schließlich auch der Thurm aus äußern und innern Gründen ungebaut bleiben mußte, so entsprach die Christuskirche doch zuerst den Bedürfnissen voll und ganz, war aber in ihrer Unfertigkeit das unmittelbare Bild einer Missionskirche.

In Wahrheit, die Erfolge der bereits in den ersten Jahren gethanen Arbeit sowie der nun von den Missionaren gemachten mannigfachen Anstrengungen waren ungeahnt groß. Der eine von ihnen drückte das in einem Berichte über diese Zeit mit dem kurzen Worte aus: „Es entstand eine große Bewegung durchs ganze Volk." Mehr als wahrscheinlich ist es, daß dieselbe von vornherein nicht lediglich religiöser Natur war sondern auch einen sozialistischen Beigeschmack hatte, letzteres in dem Sinne genommen, daß die Heiden, insbesondere die Männer, welche als die unterdrückten Elemente der Bevölkerung für ihre Zeit, ihre Lebenskraft und ihren Besitz den maaßlosesten Ungerechtigkeiten und Quälereien ausgesetzt waren, es instinktiv merkten oder gar bewußt und klar erkannten, daß mit dem Uebertritte zu der Gemeinschaft der in das Land gekommenen Lehrer der neuen Religion auch ein Umschwung in ihrer sozialen Lage verbunden sein könnte, ja daß solches viel füglicher von ihnen als von den englischen Beamten und von der ganzen Maschinerie der Kolonialverwaltung erwartet werden könnte, zumal dieselbe bereits einige Jahrzehnte im Gange gewesen war und ihnen durchaus keine Erleichterung gebracht hatte. Möglich, daß in dieser ersten Zeit noch nicht mit völliger Bestimmtheit den Kols vor Augen stand und als Parole ausgegeben war: „Allein durch das Christenthum bessere Gestaltung unseres äußeren Lebens!" Allein es fehlt nicht an Anzeichen, daß in der Bewegung des Volkes sich mit einander mischte, was die Missionare zweifellos streng von einander geschieden wünschten.

Vorab hatten sie ihre helle Freude an den Wirkungen ihrer Arbeit, nach denen sie so lange vergebens ausgeschaut hatten.

Die vier Männer stammten aus drei verschiedenen Ortschaften her und brachten nicht nur ihre Familien sondern auch sonstige Verwandte und Genossen nach Ranschi, damit sie da auf dem Missionsgrundstücke eine Zeit verweilten, an den Gottesdiensten der Missionare theilnähmen, von denselben genauer unterwiesen das Taufsakrament und dann auch das heilige Abendmahl empfiengen und schließlich nach Hause in ihre alten Verhältnisse zurückkehrten. Wie angedeutet, fehlte es an reichlicher Feindschaft von oben und von ihrer Umgebung nicht, soll heißen, daß sowohl die Besitzer und Großpächter, derer Pächter und Afterpächter die Leute vielfältig waren, als auch die eigenen Dorfmitbewohner, denen das neue nicht einleuchten wollte sondern vielmehr einen innern Widerwillen erregte, in den mannigfachsten Äußerungen des Grolls und Grimms gegen die jungen Christen und die es werden wollten sich erhuben. Aber alle Reaktion vonseiten der Heiden und Muhammedaner vermochte nicht zu unterdrücken, was sich so mit einem spürbaren Lebenskeime regte. Nicht allein, daß die Missionare selbst durch fleißiges Reisen in der weiteren Umgegend von Ranschi namentlich nach dem Süden und Westen hin immer neue Dorfgemeinschaften darauf anredeten, ob sie nicht Christen werden wollten und ihnen die Grundlehren des christlichen Glaubens verkündigten, ja auch durch Vertheilung und Anempfehlung von Katechismen und Neuen Testamenten denen, die schon lesen konnten, das Kennenlernen des Christenthums auf neuem Wege ermöglichten! Nein, es begann schon damals, in diesen ersten Jahren, daß die jungen Christen selbst, wenn sie einen besonderen Zug fühlten, für das, was ihren eigenen Seelen als Wahrheit aufgegangen war, neue Anhänger zu gewinnen weder Zeit noch Kraft scheuten sondern auf wochenlangen Wegen in weite Kreise ihrer Volksgenossen die Mahnung trugen: „Werdet doch auch Christen!“

Das alles hatte den Erfolg, daß das Fremdenhaus auf dem Grundstücke bei Ranschi fast nie leer wurde, daß die Gottesdienste immer reichlicher besucht wurden — die bisherige Kapelle reichte nicht aus, es mußte oft im Freien alles hergerichtet werden — daß die Gemeinde stetig an Zahl wuchs, daß die neuen Christen sich zu allgemeiner Befriedigung betrugen, daß die Schulen der Missionare sich füllten, daß die schon in Hindi vorhandenen Schriften

immer mehr begehrt wurden, daß die in einzelnen entfernteren Dörfern zahlreicher werdenden Christen sich kleine Kapellen zu bauen und unter der Anregung der Missionare sich Aelteste zu wählen begannen, daß fähige Männer unter ihnen zu Katechisten und Lehrern sich vorbereiten und anstellen ließen, daß in immer weiteren Kreisen die Grundlagen zur Feier des christlichen Kirchenjahres gelegt werden konnten, dabei der Segen des Sonntags, die eigenartigen deutschen Weihnachtssitten, die tiefe Bedeutung des Osterfestes und ein rasch populär werdendes Erntefest mit der Einrichtung eines von den Christen darzubringenden, in den Landeserzeugnissen bestehenden Opfers nicht verfehlte, den wohlthätigsten Eindruck auf die alten und jungen Christen beiderlei Geschlechts zu machen. Die englischen Beamten aber und ihre Frauen, die begreiflicher Weise den lebendigsten Antheil an der ganzen Entwicklung des von ihnen eingeleiteten Wirkens der deutschen Missionsleute genommen hatten, waren so gütig, nicht nur weiter durch äußerliche Hilfe sich an allem nur möglichen zu betheiligen, sondern zeigten auch durch ihre Theilnahme an den mit den jungen Heidenchristen gehaltenen Gottesdiensten, daß das gerade ihr tiefster Wunsch gewesen war, dem armen Volke möchte nach dieser Seite hin geholfen werden.

Aber noch andere Männer in Indien außer den Engländern folgten, wenn gleich aus der Ferne zuerst und im Geiste, mit freudiger Spannung dem allen, was so auf dem Missionsfelde in und um Ranschi geschah. Das waren Goßners Boten, welche in einigen größeren Städten am mittleren Ganges und einigen seiner Nebenflüsse arbeiteten und nur mühsam über die ersten Stufen hinausgekommen waren oder sich noch auf ihnen befanden. Wie so nahe lag es ihnen, sich einmal aufzumachen, damit sie persönlich das alles kennen lernten, was sich in Tschutia Nagpur zutrug! Wer das nicht vermochte oder nicht ausführte, nahm doch an solchem Wege und seiner Frucht innig Theil. So schrieb Dr. Ribbentrop, der vormalige Philologe, an Goßner: „Die Reise der Geschwister .... nach Ranschi, wovon sie ganz entzückt zurückgekommen, hat den größten Segen für uns gebracht. Wir alle sind dadurch beschämt, einerseits aber doch ermuthigt, von neuem Hand anzulegen. Die Brüder sind uns freilich weit vor-

angeeilt .... Auch sehen wir, was für ein Abstand ist zwischen ihren Kols und unsern Hindostanern. Denn sie haben dort beide, aber ihre Bekehrten sind, die Kinder abgerechnet, fast alle aus den Kols und von den Kastenhindostanern verachtet. Es bleibt dabei: Nicht den Klugen sondern den Unmündigen ist es offenbaret."

Einer von denen jedoch, welche als Besucher Augen- und Ohrenzeugen wurden, der Theologe Sternberg, schrieb unter dem 16. März 1856 an Goßner nach Berlin von Muzaffapur aus folgenden inhaltsschweren Bericht: „Ich kann wohl sagen, daß ich mit einer gewissen Bangigkeit hinreiste. Ich glaubte, der reiche Segen der Mission in Ranschi würde mich in meiner Armuth und Unfruchtbarkeit niederdrücken. Aber es ist umgekehrt geworden ..... Die Mission der Brüder in Ranschi ist mit einem Worte eine Mission, wie sie sich ein jeder Missionar wünscht." Er verbreitet sich dann über die schon gesammelte Gemeinde und das stete Wachsen derselben, über die bereits gegründete und gefüllte Kinderschule, über die neue Kirche, über den dringenden Wunsch des „Missionars Schatz aus Kols- und Gangesmission eine Mission" zu bilden, läßt aber einfließen: „Ich muß nicht undankbar sein und über Ranschi unsre Mission am Ganges ganz vergessen. Wir haben doch auch schon von allem, was der HErr den Brüdern in Ranschi geschenkt hat, einen Anfang in Gemeinde, Schule und Kirche. Und in einem Punkte sind wir ihnen voraus, nämlich in dem bei weitem ausgedehnteren Felde, welches durch Predigt, Traktate und Schulen diese langen Jahre bearbeitet worden ist und gewiß und hoffentlich bald seine Ernte liefern wird." Der sonst so nüchterne und verständige Mann ist durch die Eindrücke zu Ranschi so überwältigt, daß er das Wort ausspricht: „Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß im Verlauf nicht vieler Jahre der ganze Stamm der Kols der Gemeinde zugethan werden wird."

IV.

Der erste Sturm.

Etwa sieben Jahre währte es, nämlich vom Juni 1850 bis zum Mai 1857, daß die geschilderte Entfaltung der Kräfte der Missionare einerseits und auf der andern Seite die eigenartige Zuwendung der Heiden zu der ihnen nahe gebrachten göttlichen Wahrheit sich vollzog, ohne daß von irgend einem Punkte her eine gefährliche Rückwirkung ausgegangen war, durch welche das Begonnene entweder zum Stillstande gebracht oder empfindlich verlangsamt worden wäre. Allerdings hatte es an mancherlei Bedrückungen der Christen oder derer, die es werden wollten, weiter nicht gefehlt, dabei die sozialen Verhältnisse sowie die widersinnig abergläubischen Vorstellungen der Heiden immer wieder eine große Rolle spielten. Allein die sogenannten „heroischen Mittel,“ nämlich die unvorherzusehenden, gewaltsamen, zum Theil grundstürzenden, außerordentlichen Wirkungen wichtiger Ereignisse, welche auf größere und kleinere Gemeinschaften in einer Weise Einfluß ausüben, daß neue Anfänge beschéert werden, nachdem das bisherige einer harten Prüfung und Sichtung und Läuterung unterzogen ist, waren bisher nicht zu erfahren gewesen, sollten aber dem jungen Werke nicht erspart bleiben. Demselben zum Besten! Denn wenngleich die augenblicklichen Schädigungen oder Gefahren derselben von vorn herein nicht den Eindruck machen, als ob sie von wohlthätigen Nachwirkungen abgelöst werden könnten, deren Ursache sie zum Theil wären, so lernt doch der beobachtende und die Geschichte überblickende Menschengeist immer wieder die Weisheit anstaunen, durch welche die Geschicke der großen und kleinen Kreise in der Welt regiert werden: aus dem Kreuze ersprießt der größeste Segen.

Auch Goßners Kolsmission ist durch schwere Tage hindurchgeführt worden, welche hinterdrein zur entschiedenen Förderung der Sache haben ausschlagen müssen. Es frommt nicht, sich Gedanken darüber zu machen, welches die Entwickelung geworden wäre, wenn die betreffenden Wirren überhaupt nicht eingetreten

oder anders, als sie in Wirklichkeit gelöst worden sind, verlaufen und zu Ende gekommen wären. Das Gottesurtheil, welches jetzt nach dem Abschlusse der drei Krisen vorliegt, zeigt zu deutlich, daß es heilsame Wege waren, auf welchen weiter geführt wurde, was im Grunde nur die ersten Schritte auf einer weiten Bahn gegangen war. Und wenn namentlich bei der ersten und bei der dritten es nicht ohne sehr herbe Erfahrungen, schmerzliche Gemüthsbewegungen und empfindliche äußere und innere Schädigungen abgegangen ist, so sind die Folgen dessen, was ursprünglich hart schien, doch der Art, daß man bedauern müßte, wenn alle diese Dinge nicht so gekommen wären. Die Angelegenheiten des Reiches Gottes sind zu tief mit den Händeln dieser Welt und mit den Verwickelungen der sündigen Menschen verflochten, als daß es möglich wäre, auch nur irgend eine von ihnen nicht durch die bezeichneten Schwierigkeiten hindurchgehen zu sehen.

Der erste Schlag, welchen die Missionare mit ihren Christen und deren ersten kirchlichen Grundlagen auszuhalten hatten, war der Militäraufstand des Jahres 1857, der ein Ausbruch des Hasses der Muhammedaner und Hindus gegen die englische Regierung war und vornehmlich die Gegenden empfindlich traf, in welchen dieselbe nicht stark genug war, um den Rebellen die Stirn zu bieten und sie entweder durch Einschüchterung oder durch den kräftigen Widerstand zu Boden zu bringen. Gerade Tschutia Nagpur gehörte damals noch zu den noch nicht völlig in Ordnung gebrachten Provinzen (irregalated provinces) und hatte dort außer der Militärstation Durandah, eine Viertelstunde westlich von Ranschi, keinen einzigen Punkt, der auskömmlich militärisch besetzt war. Gerade die Militärmacht aber erwies sich im allgemeinen, da sie allermeist aus eingeborenen Soldaten bestand, als eine morsche Stütze. Demgemäß erhielten die Missionare Goßners, welche inzwischen noch drei verschiedene Plätze außerhalb Ranschi besetzt hatten und auf denselben wirkten, vonseiten der englischen Beamten, die klare und bestimmte Weisung, sich nach Kalkatta zu retten. Das thaten dieselben denn auch, und da es gerade Mai war, der Höhepunkt der heißen Zeit, so war diese Flucht mit ganz besonderen Mühsalen verbunden. Aber

eine hohe Hand waltete über ihnen, und sie kamen alle unversehrt in der schützenden Hauptstadt an.

Als sie den Rücken gekehrt hatten, gieng es auf ihren Stationen, auf der Hauptstation vor Ranschi insbesondere, drunter und drüber. Heiden und Muhammedaner sehen für gewöhnlich die Missionare und ihr Wirken, wie erwähnt, als in unmittelbarem Zusammenhange mit der englischen Landesregierung stehend an: hier aber hatten sie durch die vor ihren Augen stehenden Erfolge, da die große Kirche, die Christuskirche, an ihrer Stadt, die von den fremden Lehrern bewohnten Häuser, die Schuleinrichtungen und vor allem die immer zahlreicher gewordenen Schaaren von Christen in der ganzen Gegend — ihre Zahl betrug damals ungefähr 700, dazu noch vielmehr kamen, die ihre Namen bereits zur Taufe hatten aufschreiben lassen oder schon im Unterrichte standen — redende Beweise waren, nur zu deutlich erkannt, daß eine ihren Religionen feindliche Macht unter ihnen Bestand gewonnen hatte, und gegen sie mußte nun angegangen werden. Das geschah denn auch in umfassendster Weise. Alle Gebäude wurden geplündert und ausgeleert, ja ausgeweidet. Das zurückgelassene Gut der Missionare gieng zu Grunde und wurde entweder fortgeschleppt oder chaotisch umhergeworfen, natürlich in muthwilligster und übermüthigster Weise zu Grunde gerichtet. Die armen Christen aber waren besondere Ziele des Hasses und der Verfolgung der fanatisch erregten Volksmassen. Sie flüchteten zum großen Theil in die Wälder zu den Thieren, deren Zähne und Krallen sie weniger scheuten als die Menschen in ihrem Wahne. Auch ihre Habe wurde geraubt, manche ihrer Hütten giengen in Flammen auf: einige fielen in die Hände ihrer Verfolger und wurden bis auf das Blut geschlagen. So viel hinterdrein bekannt ward, fand kein Abfall unter ihnen statt. Den Märtyrertod erlitt auch niemand: nur sollen eine Anzahl durch erlittene Vergewaltigungen hinterdrein krank geworden und gestorben sein. Die in dem Dschangel, wie der Wald dort genannt wird, und in den Klüften und Höhlen verborgenen armen Christen nährten sich in der Verfolgungszeit kümmerlich von Wurzeln und anderen niederen Bodenerzeugnissen, bis sie, nach-

dem der Sturm ausgetobt hatte, wieder zu ihren früheren Wohnstätten zurückkehren und sich von neuem anbauen konnten.

Auch ihre Missionare kamen dann natürlich wieder. Zuerst zwei von ihnen, welche nun das Chaos, welches sie antrafen, in erschütternder Weise anstarrte! Aber des Trostes war viel mehr als des Schmerzes. Zweierlei fanden sie unter vielem andern, welches ihnen ein unmittelbares Bild des grimmigen Hasses der Feinde und der Widerstandskraft dessen, was sie, die Boten des HErrn, neu in das Land gebracht hatten, werden konnte. An dem Thurmunterbaue ihrer Kirche sahen sie eine Kanonenkugel stecken: durch dieselbe hatte das Gebäude in Grund und Boden geschossen werden sollen, aber sie war im äußeren Gemäuer stecken geblieben, und die Kirche stand sonst unversehrt da. Erbitterte Feindeshände hatten Bibeln mit der Axt durchhauen wollen und einen kräftigen Hieb gegen dieselben gethan. Aber sie erreichten ihre Absicht nicht, denn die Kraft der Faust und des Armes war nicht stark genug gewesen: ein guter Theil des heiligen Buches, wahrscheinlich das Neue Testament, war jedes Mal unverletzt. Ihre Christen aber, von welchen sie mit Jubel empfangen wurden, schaarten sich um sie und gewährten den Eindruck, als ob sie von nun an noch treuer zu ihnen halten würden. Das geschah denn auch in der erfreulichsten Weise, nachdem die andern Missionare, soweit sie nicht nach Europa oder nach Nordamerika, um dort als Prediger unter den Deutschen weiter zu arbeiten, sich begeben hatten, auf ihre Posten zurückgekehrt waren.

Es begann nun — es war das Ende des Jahres 1857 — eine neue Zeit für die Arbeit der Boten Goßners unter den Kols. Als alles wieder in das alte Geleis zurückgekehrt war, als die eingeborenen Christen ihre Häuser wieder aufgebaut hatten, eine Arbeit, die in Indien binnen wenigen Tagen vollzogen wird, zumal, wenn, wie damals, auskömmliche Mittel, nämlich Entschädigungen für die Verluste, von der englischen Regierung durch die Hand der Missionare erstattet, vorhanden waren, und die Missionare in Haus, Schule und Kirche, gleichfalls mehr als auskömmlich von derselben Seite her unterstützt, wieder in Gang gekommen und die alte Arbeit mit neuem Muthe und neuer

Freudigkeit wieder aufgenommen hatten, gab es nur noch einen gewaltsamen Ausbruch des Rachehasses vonseiten der unterdrückten Volksschicht gegen die reichere und besitzende Klasse, nämlich vonseiten der Kleinpächter gegen die Großpächter und Großgrundbesitzer, eine Flamme, welche durch die kräftige Hand der Obrigkeit rasch niedergeschlagen wurde, und von da an datiert eine Ausbreitung des christlichen Glaubens unter den verschiedenen Stämmen der Kols, wie sie mit ihrem Umfange und zum Theil auch mit ihrem inneren Gehalte zu dem erfreulichsten zählt, was in der neueren Missionsgeschichte Indiens erlebt worden ist. Denn von nun an mehrte sich die Zahl der Männer, welche mit ihren Familien kamen, um unterwiesen und dann getauft zu werden, in einem vorher nicht gekannten Maaße, so zwar, daß auf drei Stationen, die in Nord, Ost und Süd, bei den Mittelpunkten der drei Landschaften Ramghar, Manbhum und Singbhum, nämlich Hazaribagh, Purulia und Tschaibaßa, besetzt wurden, die Entwicklung der Gemeinde sich langsamer vollzog, während Ranschi mit seiner großen Kirche, die man von nun an eine mittelpunktliche Kathedrale hätte nennen können, weiter die nachhaltigsten Anziehungskräfte auszuüben fortfuhr und auf Tausende den Segen des gepredigten Wortes Gottes und der gespendeten Sakramente kommen ließ. Es werde nicht verschwiegen, daß von vorn herein wiederum die trübe Mischung religiössittlicher und sozialpolitischer Beweggründe bei vielen vorhanden war! Allein die Missionare vertrauten der Macht der christlichen Gnadenmittel und der festen und gerechten Hand der englischen Regierung und wünschten nur, daß sie bei der rapide anwachsenden Gemeinde sowohl durch die bisherigen englischen Gönner als auch von der deutschen Heimath aus weiter kräftig unterstützt würden, durch die ersteren mit Rath und Mitteln und Rückendeckung, durch die Freunde und Vorsteher der Goßnerischen Mission in Berlin, und wo sie sonst auf der Erde wohnten, durch das Senden von weiteren Missionaren und Mitteln, wie sie zur Fortführung der Sache nöthig waren.

V.

Eine bedeutsame Umwandlung.

Während des Jahres 1857 stand in Sicht, daß sich Goßners Mission in die Goßnerische Mission verwandelte, soll heißen, daß der Begründer der Sache von derselben schied und sie in andere Hände legen mußte. Er war inzwischen ein hochbetagter Greis geworden und fühlte die Nähe des endlichen Feierabends. Und wie er selbst nach Männern oder Gemeinschaften, denen er diese in Indien auf ihn angewiesene Arbeit zur Fortsetzung befehlen könnte, ausschaute, erwogen auch seine Missionare draußen, welches wohl die ersprießlichste Lage sein würde, zu welcher die beiden Arbeitsfelder, das am mittleren Ganges und das unter den Kols, nach Goßners Scheiden übergeleitet werden könnten. Es verliert sich in das historische Dunkel, wann im Laufe des schweren, durch den indischen Aufstand gekennzeichneten Jahres und im Schooße welcher der beiden Gruppen von Missionaren, der am Ganges auf den Stationen gebliebenen oder der nach Kalkatta gescheuchten, der Gedanke aufgetaucht, besprochen und zu fester Gestalt gebracht worden ist, nämlich der Wunsch und Vorschlag, daß doch der seit 1797 bestehenden und gleichfalls in Britisch Ostindien in guter Ordnung und mit reichem Segen wirkenden „Englisch Kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Mission Society)“ übergeben werden sollte, was bisher von den deutschen Missionaren auf den beiden Gebieten begründet und erarbeitet worden war. Die Arbeitsfelder sollten dann mit denen der genannten Gesellschaft, die sie in Nordindien hatte, in organische Verbindung gebracht werden, und die deutschen Missionare würden einfach Glieder der Gemeinschaft von Arbeitern, welche nach London blicken und von dort aus versorgt und geleitet werden, geworden sein, wie denn damals noch viel mehr wie noch jetzt Deutsche in englischen Missionsdiensten stehen — der Wirttemberger Häberlin befand sich ja in derselben Lage.

Da in solchen Angelegenheiten der Brief nur mangelhaft seinen Zweck erfüllt, schien es den in Indien weilenden Goßnerischen

Missionaren das richtigste zu sein, wenn einer von ihnen persönlich nach Europa gienge und mit dem hochbetagten Begründer des Werkes alles zu Berlin bespräche, um es dann in die gewiesenen Wege zu leiten. Goßner war mit seinen eigenen Plänen wegen der Zukunft seiner Missionssache noch zu keinem Ziele gekommen und stimmte dem ihm durch Missionar Schatz übermittelten Vorschlage seiner Boten zu. Er fertigte denselben also mit einem ins Englische übersetzten Schreiben, welches an die Vorsteher der Gesellschaft gerichtet war, im Dezember 1857 nach London ab und hatte in demselben folgende entscheidende Worte geschrieben: „Ich beschließe im HErrn, die genannten Missionen, wie sie sind, und die nicht unbeträchtlichen Geldmittel, welche ich besitze, der Sache der Missionsgesellschaft der Kirche von England zu übertragen .... Ich habe mit der Zustimmung meines Komité den Reverend Emil Schatz, den Senior der Missionare, die unter den Kols arbeiten, autorisiert, nicht bloß meine Wünsche Ihrer Gesellschaft vorzulegen und Ihre Ansicht darüber zu erfahren sondern auch zu einem Abschlusse mit Ihnen zu kommen, im Falle mein Anerbieten Ihnen annehmbar erscheinen sollte.“ Es steht zu vermuthen, daß auch die inzwischen nach Chutia Nagpur zurückgekehrten Missionare von diesem Schritte in Kenntniß gesetzt wurden und nun mit großer Spannung darauf warteten, wie die folgenschwere Angelegenheit von oben her würde gelenkt werden.

Der Ausgang entsprach ihren Wünschen nicht. Da die Vorsteher der Englisch Kirchlichen Mission den Antrag dilatorisch behandelten und als vorläufigen Bescheid: „Sie wollten die Sache in reifliche Erwägung nehmen“ schrieben, so ward der sein Ende nahe fühlende ehrwürdige „Vater Goßner“ dazu geführt, von jeder in die Ferne zu treffenden Entscheidung abzusehen und das zunächst liegende zu thun, nämlich auch sein indisches Missionswerk in die Hände des Pfarrers der Gemeinde, inmitten derer er das letzte Jahrzehnt seines Lebens gewohnt hatte, in die Hände des Generalsuperintendenten Büchsel zu legen. Kurze Zeit darauf, am 30. März 1858, schloß er seine müden Augen und vertauschte mit dem Elende und der Arbeit dieser Zeit den ersehnten Frieden der Ewigkeit bei seinem HErrn. Sein Nachfolger übernahm mit der indischen Mission eine gewaltige Aufgabe. Die Männer,

welche bisher das von Goßner erwähnte Komité, gewöhnlich Kuratorium genannt, bildeten, schritten mit ihm sehr bald dazu, einen Mann zu wählen, der eine Art Inspektorat über die Mission übernähme, dessen Amt also darin bestehen sollte, im deutschen Vaterlande weiter für Missionare und derer Helferinnen sowie für die zur Fortführung dringend nothwendigen Geldmittel zu sorgen, zweitens aber von Berlin aus die Oberleitung zu vollziehen, derer ein jedes Missionswerk in der Gegenwart, zumal wenn es zu größern Maaßen, umfangreicheren Arbeiten und hoffnungsvollen Erfolgen gedeiht, dringend bedarf. Auch die wenigen Missionare, welche unter die Kols zurückgekehrt waren, stimmten der an dem Punkte, von dem sie ausgegangen und bisher durch ihren Aussender in freier Weise geführt und versorgt worden waren, geschehenen Wendung zu und schrieben dorthin: „Zu dem Wunsche, die Mission in dem Sinne unseres theuren Vaters so viel wie irgend möglich fortzuführen, geben wir unsre herzlichste Zustimmung. Der HErr, dessen die Sache ist, wolle Ihnen den Muth stärken, das Vertrauen erhalten und die Zuversicht mehren, damit wir einen Sieg nach dem andern erlangen mögen!"

Die nun beginnende Zeit trägt, wie ja sehr natürlich und erklärlich ist, einen von den ersten sieben Jahren verschiedenen Charakter an sich. Auf den Wunsch der Missionare selbst wurde die Gemeinsamkeit des wirthschaftlichen Lebens aufgehoben: Gehälter, allerdings sehr bescheiden aber für mäßige Ansprüche genügend, wurden festgesetzt. Die Mittel kamen weiter zum Theil aus Berlin zum Theil aus den oben bezeichneten Quellen. Die englischen Freunde fuhren fort, sich der Sache auf das wärmste anzunehmen. Hatten sie doch durch den Militäraufstand nicht nur im allgemeinen eine tief gehende Anregung ihres eigenen religiösen Lebens erhalten sondern auch die heilsame Lehre, daß in dem christlichen Glauben dem Leben des indischen Volkes etwas beigemischt werde, was demselben nach verschiedenen Seiten, auch nach der politischen und sozialen hin, nur heilsam sei. Sie erkannten vor allem mit voller Klarheit, daß durch Begründung umfangreicherer Schulanstalten für die heranwachsende Jugend und dauernd für die Zukunft des Volkes gesorgt werden müsse. Dem entsprechend drangen sie nicht allein darauf, daß die für eine große Schule

durchaus nöthigen Räumlichkeiten zu Ranschi beschafft würden, sondern sie ließen es an namhaften Beisteuern und Opfern nicht fehlen. Es beruht auf mündlicher Tradition, daß dem einen der englischen Herrn vorgeredet worden sei, die Baupläne für die Schulgebäude seien der Art, daß Ueberfluß an Wohn- und Unterrichtsräumen vorhanden sein würde, seine Antwort aber sei etwa gewesen: „Wir bauen so groß als möglich, denn wir werden es nöthig haben." Und so entstanden denn in dieser neuen Zeit in nicht allzuweiter Ferne von einander zwei stattliche Gebäude, welche unter dem Namen des „Knabenhauses" und des „Seminars" in den weitesten Kreisen bekannt geworden sind. Das eine ist darauf berechnet, zweihundert Schülern unter einem Hausvater Wohnungsräume zu gewähren. Das andere enthält nur Klassenzimmer, in ihrer Mitte eine herrliche Aula, mit dem stattlichen Gemälde der Königin von England, der Kaiserin von Indien, geziert. Beide Häuser sind groß, hoch, luftig genug, den klimatischen Verhältnissen des Landes entsprechend: sie haben zweifelsohne manches Tausend Rupies gekostet und stehen als redende Zeugen der Theilnahme englischer Beamten an der wahren Wohlfahrt einer ihrer Fürsorge anvertrauten Bevölkerung da, für welche sie die Missionsdienste deutscher Christen zu ihrer Freude erfolgreich geworden sahen.

Ueber dem Kreise derer aber, welche diesen zweiten Anfang zu machen und das Werk in den nächsten Jahren fortzusetzen hatten, schaltete ein eigenthümliches Verhängniß. Der aus Berlin nach Ranschi zurückgekehrte Missionar Schatz, der Bahnbrecher und Begründer, verblieb nur kurze Zeit inmitten seiner früheren Mitarbeiter. Dann schied er unter Umständen, über welchen ein Schleier ruht, welchen erst die Ewigkeit lüften wird: der damals Geschiedene ist seitdem verschollen. So blieben die beiden Lehrer Brandt und Batsch als die dem Alter und der Erfahrung nach ersten, mit ihnen einige wenige Jüngere. Es lag auf der Hand, daß ihre Zahl so bald wie möglich verstärkt werden mußte, sollte dem stetig und rasch sich vollziehendem Größerwerden der Zahl der Kolschristen und Kolskatechumenen und dem Ausbaue der äußerlich und innerlich mannigfach gefährdeten Gemeinden einigermaaßen entsprochen werden. Ja, es mußte mit voller Klarheit darauf Bedacht genommen werden, daß auch wieder Theologen

für die Arbeit gewonnen würden, weil für so groß gewordene Schaaren von Christen eine eingeborne Geistlichkeit heranzubilden war, eine Aufgabe, welcher frühere Lehrer kaum gewachsen sein konnten. Aber es dauerte Jahre und Jahre, ehe es gelang die empfindliche Lücke wieder auszufüllen. Es war eine nur zu sehr erklärliche Schwachheit der beiden ersten Missionare, daß sie selbst nicht kräftig genug darauf drangen, es möchte solches so bald als möglich geschehen. Auch die englischen Beamten waren zu sehr an diejenigen, welche bisher die meiste Arbeit gethan hatten, gewöhnt und mit ihnen zufrieden, als daß sie die Sachlage klar durchschaut und ihrerseits Schritte gethan hätten, um eine Aenderung herbeizuführen. Bei beiden, den Engländern und den Deutschen, stand ja auch, darf man vermuthen, im Hintergrunde der Wunsch, daß die ganze Arbeit besser gedeihen würde, wenn sie in die Hände einer englischen Missionsgesellschaft übergeben würde. Auch soll um der Wahrheit willen nicht verschwiegen werden, daß vier der älteren Missionare angefangen hatten, sich Privatbesitz durch Häuserkauf und Pachtungen zu erwerben, ein Schritt, welcher aus ihrer Lage erkärlich und einigermaßen entschuldbar war, aber der Anlaß zu den folgeschwersten Entwickelungen werden sollte.

Er gab zum ersten Male nach außen hin in gewisser Weise den Ausschlag, als Missionar Sternberg aus der Gangesmission durch das Kuratorium in Berlin dazu auserkoren wurde, an des geschiedenen Missionars Schatz Stelle zu treten. Da er es geradezu aussprach, er werde dem Bestreben der Kolsmissionare, ihren persönlichen Besitz zu vermehren, entgegentreten, so schrieben ihm dieselben, sie würden ihn nicht aufnehmen, er möchte bleiben, wo er wäre, ja sie schritten dazu, dem Kuratorium mitzutheilen, dasselbe habe keinerlei Macht über sie und das von ihnen begründete und gepflegte Missionswerk, sondern sie seien ihre eigenen Herren. Von neuem steht zu vermuthen, daß sie bei diesem Schritte im Einverständnisse mit ihren englischen Freunden handelten. Und es ist eine bedeutsame Thatsache, daß von neuem zwei Glieder der englischen, bezüglich schottischen Mission es zu einer Art von Kompromiß brachten. Der Vorsteher der schottischen Freikirche in Kalkatta Dr. Duff sowie der an der Spitze der dortigen Londoner Mission stehende Dr. Müllens übernahmen es, mit den

Remonstranten aus Ranschi und dem von ihnen zurückgewiesenen Sternberg zu verhandeln und durch eine Entscheidung, die dem Berliner Kuratorium vorgeschlagen wurde, alles wieder in eine vorläufige Ordnung zu bringen. Leider ward den deutschen Kolsmissionaren, die beiden Lehrer an ihrer Spitze, in ihrer Weigerung, den Theologen Sternberg als ihren „Senior" anzuerkennen und aufzunehmen, nachgegeben, ein Schritt, der sich wenige Jahre darauf bitter rächen sollte: sie selbst mußten zugeben, daß sie nicht unabhängige und selbstmächtige Leute sondern Sendboten Goßners bezüglich der Goßnerischen Mission seien.

Inzwischen waren aus Berlin einige Missionare herausgekommen, denen dann im Laufe der nächsten Zeit andere nachfolgten, wie denn auch ein Theil der Mittel, welche zur weiteren Fortführung des immer weitere Maaße annehmenden Werkes unter den Heiden und den schon gewonnenen und sich durch die in den christlichen Ehen geborenen Kinder sowie durch die Taufe neuer ganzer Familien stetig vermehrenden Heidenchristen nöthig waren, von eben daher nach Ranschi kam. Mangel an europäischen Missionsarbeitern blieb indessen in dieser Zeit die Signatur. Die drei Stationen außer Ranschi, nämlich Purulia, Hazaribagh und Tschaibaßa, konnten nur mühsam besetzt gehalten werden, da die hinausgesandten neuen Boten nicht anwuchsen. Der eine von ihnen, ein junger schlesischer Geistlicher Paul Struwe, starb nach kurzer Wirksamkeit an der zuletzt genannten Station, bevor seine ihm nachgesandte Braut, die Tochter des Berliner Missionsinspektors, zu Kalkatta nach einer um Afrika herum gemachten Reise ans Land stieg. Von den zwei im Jahre 1861 hinausgekommenen schied der eine bald und wurde Theepflanzer. Mehr als zwei Jahre verstrichen, und dann erst kamen wieder zwei neue Missionare: der eine blieb, der andere trat bald aus und wurde Baptist. Wieder ein Jahr, und der erste Theologe nach Emil Schatz, der erwähnte Schlesier, trat ein, mit ihm ein dänisches Ehepaar: er starb, nachdem ihn, der für Ranschi bestimmt war, die älteren Missionare nach Tschaibaßa gesandt hatten; das Ehepaar kam ihren Anordnungen nicht nach und gieng nach Kalkatta — durch die dortigen Baptisten wurde ihm später zu einer besonderen Missionsarbeit verholfen. Endlich langten im Jahre 1865 zwei Westfalen

an, ein Theologe, der in Ranschi blieb und vorab an den Schulen seine Wirksamkeit fand, und ein ehemaliger Wiesenbauer namens Uffmann, die mit großem Eifer und ernster Treue sich an die Missionsaufgaben machten.

Mitten in diese Zeit hinein, während derer die christlich soziale Bewegung unter dem Volke der Kols andauerte, vorwiegend unter dem Stamme der Mundaris, aber unter den Uraos schon merklich, unter den Larkas und Santalen immerhin beginnend, desgleichen unter den Bengalen um Purulia, erschien in Ranschi ein Besuch aus Kalkatta, wie er noch nicht dagewesen war und vorher und nachher auch keiner andern deutschen Mission, die in Indien arbeitet, zu Theil geworden ist. Nicht aus eigenem Antriebe sondern einer bestimmten Einladung und Aufforderung des obersten englischen Beamten Chutia Nagpurs und des Kaplans der anglikanischen Kirche, der in Hazaribagh stationiert war, folgend kam eines Tages der in der Hauptstadt Indiens angestellte Bischof der Kirche von England in Begleitung seines Archidiakonus mit der ausgesprochenen Absicht, das Missionswerk der deutschen Boten näher kennen zu lernen. Ein Brief, welchen er infolge dieses Besuches unter dem 4. Mai 1864 an den Vorsitzenden des Kuratoriums D. Büchsel nach Berlin richtete, läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Er nennt zuerst seine „Einmischung" „nicht freiwillig sondern durch sehr starke, sittliche Gründe aufgedrängt und bezeichnet den Gegenstand für alle Christen in Indien von höchstem Interesse." Die Unzulänglichkeit der deutschen Missionskraft gegenüber den steigenden Bedürfnissen des mächtig in die Höhe gehenden Werkes unter den Kols wird in unmißverständlicher Weise dargelegt: „Der Hauptzweck meines Briefes ist . . zu bitten, auf das baldigste Hilfe zu senden sowohl an Geld als an Missionaren." Und der eigentliche Nerv des Ganzen liegt in den Worten: „Ich erlaube mir Ihnen die Absicht und den Wunsch des Pastor Goßner in Erinnerung zu bringen, daß das Werk durch die Missionsgesellschaft der Englischen Kirche und in deren Gemeinschaft fortgesetzt werden sollte." Die Antwort Büchsels war gleichfalls klar und bestimmt. Sie enthielt die Worte: „Wir hoffen durch Gottes Gnade das gesegnete Werk fortzuführen."

VI.

Zwei Neben- und Gegenmissionen.

Es war nicht vor dem Jahre 1867, daß in der ganzen Lage der Goßnerischen Kolsmission eine Aenderung eintrat, welche von schwerwiegenden Folgen begleitet gewesen wäre. Nun aber erfolgte ein Schritt, welcher mit einem Schlage die Verhältnisse klärte und es zu Wege brachte, daß eine neue Zeit hereinbrach und auf den bisher gelegten Grundlagen ein Aufbau vollzogen wurde, wie er in allen Missionen, wenn sie einige Jahrzehnte im Segen gearbeitet haben, sich zu vollziehen pflegt. Was wäre erfreulicher gewesen, als daß solches auch unter den Händen des Missionars geschehen wäre, der von den ersten vier Begründern jetzt noch übrig blieb! Denn der frühere Lehrer Brandt wurde wegen schwerer Krankheit heimgesprochen und starb auf dem Wege um Afrika herum: sein Leib wurde mit einem Seebegräbnisse bestattet. Allein der Regierer aller Dinge, dem die Verbreitung seines Reiches über den Erdkreis hin in besonderer Weise am Herzen liegt, ließ es zu oder fügte es, daß in Chutia Nagpur neue Wege eingeschlagen wurden, eine Wendung, bei welcher wie so oft die menschlichen Versündigungen und besten Absichten mit den göttlichen Führungen in der wundersamsten Mischung sich in einander verweben und zuletzt doch das sich ergiebt, was der HErr haben will.

Am 24. Oktober des genannten Jahres wurden zu Berlin in der St. Matthäikirche, an welcher D. Büchsel Geistlicher war, zwei durch den an Dr. Prochnows Stelle eingetretenen Missions-Inspektor Ansorge geworbene Theologen, welche die Ordination empfangen hatten, für die Kolsmission abgeordnet. Der eine war ein Sohn des Mannes, welcher die ersten vier Boten Goßners den Engländern in Ranschi zugewiesen hatte, des Wirttembergers Häberlin, ein in Indien geborner und in Deutschland erzogener Missionarssohn, welcher neben seinen theologischen Studien auch solchen über Sanskrit obgelegen hatte. Der andre stammte aus einem Pastorenhause der preußischen Provinz Sachsen, hatte in Halle studiert und hieß Alfred Nottrott. Beide waren klare,

energische, mit Gaben, wie sie gerade für die Mission passen, ausgerüstete junge Männer, von der Lust und dem Eifer beseelt, ihrem Gotte und seiner Missionssache in Bengalen zu dienen. Der zu zweit erwähnte trat bald nach seiner Ankunft in Tschaibaßa als Missionar ein, während Häberlin in Ranschi verblieb und an den Schulen, insbesondere an der neu entstandenen Katechistenschule, seine Arbeit fand. Er war es dann auch, dem sich eine Reihe von Unregelmäßigkeiten aufdrängten, die sich seiner Ueberzeugung nach die älteren Missionare zu Schulden kommen ließen, zum Theil in Zusammenhang mit ihrem Erwerben und Befördern von Privatbesitz, zum Theile anderer, die Mission unmittelbar betreffender Art. Aus Meinungsverschiedenheiten entstanden Zwistigkeiten, aus Zwistigkeiten Uneinigkeiten, aus Uneinigkeiten Hader und Streit, und schließlich gelangten die Vorsteher in Berlin, vor welche beide Seiten ihre Differenzen brachten, zu der Ueberzeugung, es müßten zwei Maaßregeln getroffen werden, um alles wieder ins Gleiche zu bringen: Erstens der Gemeinschaft der Kolsmissionare eine Organisation und zweitens dem ganzen Werke eine Visitation durch den Missionsinspektor aus Berlin!

Bisher war alles nach „ungeschriebenen Gesetzen" geordnet und geregelt worden, und ein der Mission so wohlanstehendes patriarchalisches Verfahren hatte vonseiten des Berliner Vorstandes gegenüber den Missionaren und in gewisser Weise auch vonseiten des Aeltesten unter ihnen, der den Namen Senior führte, Platz gehabt. Man fühlte oder erkannte aber, daß weder die vorhandenen Persönlichkeiten noch auch die Verhältnisse, wie sie sich entwickelt hatten, eine weitere Fortführung nach dieser Richtung hin erlaubten. Vielmehr schien es das ersprießlichste, wenn eine Dreizahl von Vertrauensmännern mit dem Namen eines „Vorstandes der Kolsmission" an die Spitze träte, ein Präses, ein Sekretär und ein Generalkassierer, denen beides, der Verkehr mit dem Kuratorium in Berlin und die unmittelbare Leitung der in Chutia Nagpur arbeitenden Missionare obzuliegen habe. Eine jährlich ein Mal zusammentretende Generalkonferenz ihrer aller sollte der Mund der Gesammtheit werden, mit welchem dieselbe unter sich sowie dem Vorstande und dem Kuratorium gegenüber sich über alles äußern könnte, was an sachlichen und persönlichen Fragen gerade vorläge.

Ferner wurde die Angelegenheit der Schulen im allgemeinen geregelt. Desgleichen die Ordnung, welche von nun an in der Versorgung der Arbeiter und der Arbeit selbst mit Mitteln beobachtet werden sollte! Anderer Nebenpunkte zu geschweigen! Das ganze „Organisationsstatut“ aber, nach Grundlinien gearbeitet, wie sie in vielen andern protestantischen Missionen, z. B. auch in der Brüdergemeinde im wesentlichen vorhanden sind und sich bewährt haben und noch bewähren, wurde für alle verpflichtend gemacht und dem nach Indien gehenden Missionsinspektor mitgegeben, auf daß er nach vorausgegangener gemeinsamer Berathung es einführe und in Kraft treten ließe.

Er fand, als er im September 1868 zu Ranschi anlangte, zwölf Missionare in der Kolsmission vor, denen zwei hinzutraten, die er mitgebracht hatte. Sehr bald stellte sich heraus, daß die vorhandenen sich in zwei gleiche Hälften schieden. Auf der einen Seite standen die vier aus der ersten Zeit stammenden, den bisherigen Senior als Haupt, der auf eine Missionslaufbahn von vierundzwanzig Jahren zurückschaute, während die drei andern auch ungefähr zwanzig Jahre im Dienste waren: zwei jüngere ergriffen ihre Partei. Von den andern sechs waren drei Theologen, die zwei jüngst hinausgesandten und der, welcher zwei Jahre vor ihnen hinausgekommen war, sowie zwei, welche im Goßnerischen Missionshause und auf einem Lehrerseminar ihre Vorbildung empfangen hatten, endlich der erwähnte Westfale, welcher als Begleiter des einen Theologen mitgekommen war und die Gnade erfahren hat, eine Anzahl von Jahren als der älteste aller Arbeiter der Goßnerischen Kolsmission, auch bei ihrem goldenen Jubelfeste, an der Arbeit zu stehen, Missionar Uffmann. Ob es noch möglich gewesen wäre, die einander gegenüberstehenden Hälften durch das Band des Friedens zu einem in sich einigen Ganzen und zu gemeinsamer gesegneter Weiterarbeit zu bringen? Wer will es entscheiden? Der Ausgang war ein tief niederschlagender und beschämender. Noch waren kaum die ersten Vorbesprechungen vorüber — zu gründlicher Durchsprache der vorhandenen Differenzen hatte gar nicht geschritten werden können — und schon erklärten die sechs, welche die bisherigen Formen im wesentlichen beibehalten wissen wollten, daß sie dem Verbande der Goßnerischen Mission nicht

länger anzugehören gedächten. Trotz vielen gütlichen Zuredens, trotz dringender Bitten vonseiten derer von der andern Seite, trotz vieler Thränen, die von denen vergossen wurden, die solch einen Riß gern abgewandt gesehen hätten, kam es zu dem erschütternden Scheiden. Die sechs verließen ihre bisherigen Wohnungen und siedelten in die durch einige von ihnen erworbenen Grundstücke über: sie überließen das gesammte Missionsgut an Gebäuden und Liegenschaften und Inventar den andern, allerdings mit dem Vorbehalte, daß sie an das Kuratorium in Berlin Beruf einlegen wollten.

Das thaten sie denn auch wirklich, aber sie warteten den Entscheid nicht ab. Vielmehr nahm die traurige Angelegenheit eine ganz andre Wendung. Auf der Seite der Ausgetretenen standen die sämmtlichen englischen Beamten, welche aus der Ferne dem ganzen Handel mit peinlicher Besorgniß zugeschaut hatten. Die eingebornen Christen, welche bisher im Solde der Mission gearbeitet hatten, die Katechisten, Lehrer und sonstige Angestellte folgten ihren bisherigen Herren. Die Knaben und Mädchen, welche zu Schulanstalten gesammelt waren, verließen ihre bisherigen Wohnungen und wurden anderweit von denen, die sie bisher versorgt hatten, untergebracht, und unter den etwa zehntausend Seelen zählenden Christen ringsum wurde gewissermaaßen die Parole ausgegeben: Her zu denjenigen Deutschen, die bis jetzt eure Lehrer waren! Hier aber vollzog sich ein Scheidungsprozeß, welcher ganz andre Maaße und ganz andre Grundlagen zu Tage treten ließ, als weder die einen noch die andern erwartet hatten. Hinterdrein hat es sich nämlich klar herausgestellt, daß auf Seiten der bisherigen Leiter der Sache ein Fehler in der Behandlung der sozialen Frage, von welcher die von ihnen gewonnenen Christen und viele heidnische Kols bewegt wurden und werden, gemacht worden war. Ihre vorgeschrittensten Führer waren durch den Senior öffentlich mit harten Ausdrücken bezeichnet, ja aus der Gemeinde ausgeschlossen worden, es bleibe dahingestellt, ob mit Recht oder mit Unrecht. Die Folge aber war gewesen, daß das Gros der Männer ihm innerlich entfremdet war. Demgemäß ergab sich an dem ersten Sonntage, welcher dem beklagenswerthen Risse folgte, eine für beide Seiten höchst überraschende Scheidung.

Weitaus die meisten der Christen und Taufbewerber strömten zu der gewohnten Andachtsstätte, zur Kirche, und ließen sich auch durch die persönlichen Gewaltthätigkeiten des obersten englischen Beamten, der sie von dem Eintritte abzuschrecken versuchte, nicht zurückhalten. Eine Minderzahl stellte sich in dem großen Zelte ein, welches zu einem Neben- und Gegengottesdienste — die Feder stutzt, ob sie soche Worte niederschreiben soll, aber sie muß die Wahrheit berichten — aufgeschlagen und hergerichtet worden war. Und dabei blieb es auch trotz aller Anstrengungen, die in der nächsten Zeit gemacht wurden, von der Mehrheit einzelne der Separation zuzuführen. Sowohl die englischen Beamten als auch die alten Missionare wirkten mannigfach auf Verschiedene ein. Bei manchen hatten sie den von ihnen gewünschten Erfolg. Aber ihr Hinweis: „Ihr müßt den Missionaren folgen, die euch getauft haben!" begegnete bereits dem klaren Zeugnisse: „Nicht ein Missionar sondern der HErr JEsus und der Heilige Geist haben mich zum Christen gemacht."

Unter solchen Umständen vollzog sich die Spaltung und konnte nun fast kein anderes Resultat haben als das, welches bald zu Tage trat. Die geschiedenen Missionare sowie ihre englischen Freunde und Gönner sahen es als das für die Personen und für ihre Sache ersprießlichste an, wenn ein Anschluß an eine bestehende, fest fundierte und in Indien bereits arbeitende Mission Englands erfolgte. Die Vorsteher der ins Auge gefaßten „Englisch-Kirchliche Mission" (Church Missionary Society) welche an erster Stelle von neuem um Aufnahme angegangen wurden, wiesen solchen Antrag zurück. Allein die indischen Vertreter der älteren Gesellschaft der Kirche von England, die sogenannte „Ausbreitungsgesellschaft" (Society for Propagating of Gospel) der anglikanische Bischof von Kalkatta mit besonderer Theilnahme, begegneten ihm mit Willfährigkeit. Der hohe kirchliche Würdenträger kam selbst nach Ranschi, um die übertretenden deutschen Missionare und ihre Christeu nach den herkömmlichen Formen seiner Kirchengemeinschaft zuzuführen, einige von ihnen mit der Ordination zu Diakonen und dann zu Priestern zu versehen, dazu sie die neununddreißig Artikel der Kirche von England zu unterschreiben hatten, allen erwachsenen Christen, den wenigen deutschen und den ihnen anhän-

genden Kolschristen — nur bei einer deutschen Missionarsfrau, die sich durchaus nicht von neuem konfirmieren lassen wollte, wurde ein Auge zugedrückt — die Konfirmation zu ertheilen, damit sie das Sakrament des Abendmahles empfangen könnten, kurz um der Kirche von England in einer englischen Kolsmission ein neues Glied hinzuzufügen. Diese Angliederung hat sich im Laufe der Zeit als lebensfähig erwiesen. Von London ward ein erfahrener englischer Missionar als Vorsteher gesandt. Die nöthigen Mittel, auf einem in unmittelbarer Nähe des bisherigen großen Missionsgrundstückes gelegenen Platze eine große, schöne Kirche, verschiedene Wohnhäuser, Schulen, Werkstätten, ein Krankenhaus und alles andere zur Mission gehörige aufzurichten, wurden zur Verfügung gestellt. So begann bei Ranschi und an einigen andern Punkten der Umgegend die Arbeit der Kirche von England unter den Kols, welche bis zu dieser Stunde weiter gewachsen ist. Fünf der deutschen Missionare sind später pensioniert worden und verleben in ihrer Heimath ihren Feierabend: der sechste besann sich, kehrte zu seiner Mutterkirche zurück, trat später aber zu einer Unternehmung der Englisch-Kirchlichen Mission, um endlich auch nach Deutschland heim zu kehren. Auf englischer Seite jedoch hat man eine Art Krönung des Gebäudes dadurch vollzogen, daß man den erwähnten leitenden englischen Missionar zu einem Bischofe der Kirche von England weihen ließ, als welcher er noch heute fungiert.

Wie aber ein Unglück, dem Volksmunde nach, selten allein kommt — so hatte sich diese Scheidung kaum vollzogen und ihre Folgen gewirkt, und schon erschien ein zweiter Gegner der Goßnerischen Mission und ein nicht bloß ihr sondern auch dem anglikanisch gewordenen Zweige derselben feindlicher Gegner, welcher beiden noch viel Herzeleid bereiten und ihre christliche Liebe auf schwere Proben stellen sollte. Wir lassen einen Vertreter der neuen Neben- und Gegenmission selbst reden, der uns in der That den Eindruck macht, als ob er die ganze Wahrheit heraussage. Im Jahre 1890 war in den Spalten des bekannten zu Berlin erscheinenden römisch-katholischen Blattes „Germania“ folgendes zu lesen: „So“ — nämlich verwirrt, verwirrt durch die geschilderte Separation — „standen die Verhältnisse, als man den katholischen Bischof von Kalkatta auf dieses Missionsfeld

aufmerksam machte, auf die Bereitwilligkeit der armen Eingeborenen und auf die Verwirrung, welche der Protestantismus angerichtet hatte. Unter den englischen Beamten Indiens sind bekanntlich nicht wenige Katholiken, und diese waren der Ansicht, man solle den Kols Gelegenheit bieten, auch einmal wirkliche Padris, rechtmäßige Nachfolger jener katholischen Ordensleute, von denen diese Benennung abstammt, kennen zu lernen. Kann man es dem katholischen Oberhirten verargen, daß er unter solchen Umständen einen Pater nach Tschota Nagpur sandte, um die Bewohner auch mit der katholischen Auffassung des Evangeliums bekannt zu machen? Es ist gewiß kein einladendes Schauspiel für die Heiden, wenn die Verkündiger des Evangeliums Altar gegen Altar errichten. Aber das war hier nun einmal geschehen, und die Verwirrung war bereits so groß, daß es nichts mehr zu verderben gab. Dazu fanden sich neben den dreißig oder vierzigtausend Namenchristen immer noch Millionen von Heiden, die auf Hunderten von Quadratmeilen zerstreut wohnten. Somit konnten trotz einem Dutzend habernder Prediger auch die Jesuiten noch Arbeit genug finden." So die römisch-katholische Quelle! Kann es ehrlicher und deutlicher eingestanden werden, daß es sich bei diesem ganzen Unternehmen um ein „Fischen im Trüben" handelte?

Und sie sind gekommen, die alten Gegner des lutherischen sowie auch des anglikanischen Glaubens, haben klein angefangen, indem sie im Distrikte mit einem einzigen Missionar auf einer abgelegenen Station begannen, sind aber nicht allein zu den Heiden gegangen sondern auch zu den Christen, welche Glieder der deutschen und englischen Kolsgemeinden waren, haben dann als ihre Zahl sich mehrte, zu Ranschi eine Art Kloster eingerichtet und diese Stadt zum Mittelpunkte auch ihrer Bestrebungen gemacht, sind zu den verschiedensten Punkten in weitem Umkreise vorgedrungen, um sich entweder dauernd niederzulassen oder nach kurzem Einwirken auf willig gemachte Heiden Massentaufen vorzunehmen, haben durch Mittel, deren Werth mehr als zweifelhaft ist, aus den beiden protestantischen Gemeinschaften viele zu sich hinübergezogen, von denen nicht wenige später zu ihren ersten Missionaren zurückkehrten, sind bemüht gewesen, durch allerlei

neue Einrichtungen hinsichtlich der Schule Anziehungskräfte auszuüben, und haben es durch das alles zu Wege gebracht, daß die christliche Kolsmission auch darin ein Spiegelbild der allgemeinen Christenheit geworden ist, daß Entzweiung, Kirchenhader und Zerklüftung charakteristische Merkmale derselben sind, und es fehlte nur noch die Vertretung einer der griechisch-katholischen Gemeinschaften, und wir würden einen Anblick haben, wie ihn zur Stunde etwa die Christenheit, im umfassendsten Sinne des Wortes genommen, dem Auge eines aufmerksamen Beobachters darbietet.

Wie sollte es nun aber dem deutschen Zweige, welcher sich von jetzt an noch viel bewußter als vorher zum Vertreter deutsch-lutherischen Geistes und zum Verbreiter lutherischen Glaubens berufen sah, in dem weiteren Verfolge ergehen? Als „erster auf dem Platze" und als „glücklicher Besitzer" hatte er ja selbstredend einen Vorsprung vor den beiden andern, zumal die größere Schaar von Christen, etwa zehntausend, auf seiner Seite standen. Aber wird er diesen Vorzug bewahren und erhalten? Sollte er in der Lage sein, den Weiterbau so zu vollführen, daß es weder an dem Fördern der Gewonnenen noch an dem Gewinnen neuer zu fördernder fehle? Sollte es ihm nicht an Luft, nicht an Licht gebrechen? Sollte er von der deutschen Heimath aus, sowohl was die finanziellen Mittel als auch die leitenden Hände als vor allen die immer neu ins Feld rückenden Streiter und deren Gehilfinnen anbelangt, so versorgt und fürsorglich gepflegt werden können, daß eine gedeihliche Fortentwickelung möglich wäre? Nach dem Eintritte der beiden Neben- und Gegenmissionen hätte einem objektiven Beurtheiler der Lage dieselbe gefährlich dünken können. Auf der einen Seite englische und deutsch-englische Männer, denen die Sympathieen der Landesregierung ungetheilt gehörten, bei denen an Mitteln, Leitern und nachrückenden Missionaren nicht gekargt zu werden brauchte, und von denen „alle Riemen zu Bord gelegt" wurden, um den Deutschen den Vorsprung abzugewinnen! Auf der andern Seite eine wechselnde Schaar von Gliedern desjenigen römisch-katholischen Ordens, welcher durch die geschickte Schulung, durch mehr als dreihundertjährige Erfahrungen in der Missionsarbeit und durch

seinen bekannten Eifer und seine Zielbewußtheit an vielen andern Orten der Erde den Christen anderer Bekenntnisse empfindlichen Abbruch gethan hat! Zwischen diesen beiden die deutschen Lutheraner! Allein die Gefahr barg Keime der Rettung in sich, und die hohe Hand, welche bisher schirmend, stärkend, segnend über der Goßnerischen Kolsmission gewaltet hatte, war ja nicht verkürzt oder gelähmt sondern streckte sich auch fürder mit Gnade über sie alle, welche nach ihr ausschauten. Als im November des Jahres 1870 ein Vierteljahrhundert vergangen war, seit die ersten vier Boten ihr Zelt bei Ranschi aufgeschlagen hatten, war die Lage der dreigespaltenen Kolsmission nicht dazu angethan, ein silbernes Jubelfest zu feiern. Auch tobte in der europäischen Heimath der französisch-deutsche Krieg, der sich in dem bezeichnenden Stadium befand, daß ein protestantischer König mit seinem vorwiegend protestantischen Heere die Hauptstadt des römisch-katholischen Frankreichs umzingelt hatte und belagerte. Da war weder zu Hause noch an Ort und Stelle alles der Art, allgemein und hervortretend ein Jubelfest zu feiern. Wie wird es am Ende des zweiten Vierteljahrhunderts stehen?

VII.

Der weitere Aufbau.

Eine Art neuer Fundamentierung war auf der deutschen Seite doch nöthig, da mit dem Scheiden der sechs Missionare auch die meisten Schulkinder und eingeborenen Helfer, die Katechisten und Lehrer das Missionsgrundstück bei Ranschi verlassen hatten. Unter den Schaaren der Zurückgebliebenen fanden sich natürlich genug, aus denen Ersatz für die Geschiedenen geschafft werden konnte. Selbstverständlich begaben sich die Goßnerisch gebliebenen Missionare unter ihrem noch eine Weile bei ihnen bleibenden Inspektor an die Arbeit. Ihre Zahl vermehrte sich um drei, deren einer ein früherer Kolsmissionar inzwischen einige Jahre Theepflanzer gewesen war und nun einem einladenden

Rufe, in die alten Verhältnisse zurückzukehren, folgte, während der zweite aus der Gangesmission in die Kolsmission versetzt und der dritte von Berlin herbei gesandt werden konnte. So waren es wiederum fast ebenso viel Missionare als vorher, unter ihnen drei Theologen und ein ehemaliger Lehrer, sie alle von dem Ernste der Lage erfüllt und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es durch Treue bewiesen werden müsse, es handle sich bei allem, was sich zugetragen hatte, um die Sache des HErrn und nicht um die der Menschen.

Von den vier Stationen, welche zur Zeit des Bruches besetzt gehalten worden waren, verblieb nur die eine, die im Norden bei Hazaribagh gelegene, in den Händen eines der geschiedenen Missionare, welcher aber anerkennen mußte, daß er keinerlei persönliches Recht an dem Eigenthume derselben habe, wie dasselbe denn bald, nachdem er in seine deutsche Heimath zurückgekehrt war, der Goßnerischen Mission zur Verfügung gestellt ward. Es lag auf der Hand, daß mit den bisherigen Stationen Ranschi, Purulia und Tschaibaßa nur ungenügend für die Tausende gewonnener Christen gesorgt sei, zumal der Grundstock derselben südlich von dem Mittelpunkte von Christen aus dem Kolsstamme der Mundaris gebildet war. Für sie mußte nun durch Anlegung neuer Brennpunkte gesorgt werden. Dazu wurde unverzüglich geschritten. Der Platz des einen war gegeben: bei dem Kolsdorfe Govindpore hatte vor dem Aufstande bereits eine Missionarsniederlassung bestanden, die aber aufgegeben, verlassen und in Trümmer gesunken war. Er wurde wieder aufgenommen, mit einem Missionar besetzt, mit den nöthigen Gebäuden nach und nach versehen und damit in Betrieb gesetzt: er führt den schönen Namen „Goßnerpur.“ Oestlich davon wurde ein Grundstück gesucht, gefunden und gekauft, genug weitab von dem vorigen um die Maschen des zu webenden Netzes von Missionarswohnstätten nicht zu eng werden zu lassen, leider nicht an der großen Landstraße, die Tschutia Nagpur vom Süden nach Norden durchschneidet sondern noch eine Wegstunde östlich von ihr, bezahlt mit der edlen Gabe, die ein durch Goßner einst in St. Petersburg zum ewigen Leben angeregter Christ, die Excellenz von Berthé, in die Hände des Missionsinspektors zu Berlin gelegt hatte.

Die neue Station, bei dem Dörflein Burju gelegen, empfieng demgemäß den Namen Patrasburtsch.

Aehnlich wie es sich bei der Besetzung dieser beiden Punkte um eine Wiederaufnahme eines früher bereits vorhandenen und eines durchaus neu ins Auge gefaßten handelte, verhielt es sich mit den beiden nächsten Gründungen. Bei der im Westen von Ranschi gelegenen kleinen Stadt Lohardagga war das Missionsgrundstück leider von den Missionaren bereits vor der Spaltung veräußert und damit die Arbeit dort aufgegeben worden. Ein besseres am Westende des Ortes konnte mit Mitteln, die eine gütige Hand — sie hat sich Namenlosigkeit ausbedungen —, dazu spendete, erworben und nach und nach mit anderweiten Missionsgeldern ausgestattet werden. Im Jahre 1873 aber waren es hundert Jahre her, seit Goßner das Licht der Welt erblickt hatte: das mußte durch die Begründung einer neuen Station unter den Kols gefeiert werden. Dieselbe ließ sich bei dem Dorfe Takarma im Südwesten anlegen und empfieng, weil seit Goßners Scheiden fast ausnahmslos alle Missionare aus der St. Matthäikirche zu Berlin ihren Weg nach Indien antreten, von andern engen Beziehungen seiner Mission zu dem Hirten und der Heerde des genannten Gotteshauses zu geschweigen, die Bezeichnung „St. Matthäuspur." Damit aber war für mehr als drei Jahrfünfte mit Stationsgründungen genug geschehen. Es wurde mit ihnen erst wieder begonnen, als eigenartige neue Beziehungen zu römisch-katholisch gewordenen Heiden und eine bedeutsame Veränderung in den Verkehrsverhältnissen der Provinz einen weiteren Fortgang gerade nach dieser Seite hin es nahe legten, ja erheischten.

Von neuem aber vollzog sich gleichläufig mit dem äußeren Ausbaue und Aufbaue der innere nach mehr als einer Seite hin. Schon vor dem Bruche war selbstverständlich daran gedacht worden, die Schaaren gewonnener Christen, zumal wenn sie geballt bei einander wohnen und mit einander zu Einzelgemeinden zusammengeschlossen werden können, auch dadurch zu organisieren, daß man ihnen zur Leitung und zur Beförderung des geistigen und geistlichen Wachsthumes nicht nur Katechisten und Lehrer sondern auch Geistliche aus ihnen selbst, sogenannte eingeborene Pastoren, zu bestellen suchte. Es gab und giebt noch heute zwei Wege, auf

welchen dem Ziele, in der Mission, wenn viele Tausende getaufter und zum Genusse des Altarsakramentes berechtigte und bereite Heiden-Christen vorhanden sind, einen „Nationalklerus" vorzubilden, zu erziehen und einzusetzen, entgegengestrebt werden kann. Einmal nämlich faßte man bisherige Katechisten oder Lehrer von besonderer Begabung für diese höhere Thätigkeitsstufe und von anerkanntem Hervorragen innerlicher Reife vor ihren christlichen Landsleuten ins Auge, ob sie nicht durch eine letzte kürzere aber auf den bestimmten Zweck berechnete Vorbereitung so würden, daß sie ordiniert werden könnten, damit ihnen dann unter der Aufsicht eines Missionars eine Gemeinde zu geistlicher Versorgung anvertraut werde. Der andre Weg ist der, daß als die Krone der von der Mission aufgerichteten Schulanstalten ein Predigerseminar begründet wird, auf welchem nach einem den Verhältnissen angepaßten Lehrplane fähige und fromme junge Christen, nachdem sie die niederen Schulen durchgemacht hätten, regelrecht in einem mehrjährigen Kursus zu einer Art von Kandidatenexamen gebracht werden, um dann sei es in der vorläufigen Versorgung einer Gemeinde sei es in der Arbeit eines Lehrers zur Ordination und Gemeindeleitung heranzureifen. Beide Wege wurden in der deutschen Kolsmission eingeschlagen. Einige Männer, die bis dahin Katechistendienste gethan hatten, waren die ersten Geistlichen ihres Volkes. Ihnen folgten andere aus dem bald möglich werdenden Predigerseminar zu Ranschi, dem übrigens auch bald eine Anstalt zur Vorbildung von Lehrern niederer Art zur Seite trat. Die älteren und jüngeren Männer, die so nach und nach zum geistlichen Amte gelangten, erwiesen sich als mit Eigenschaften ausgestattet, wie sie zur Ausrichtung desselben nöthig sind: sie waren willig und freudig, beredt und im seelsorgerischen Verkehre nicht ungewandt, im allgemeinen bescheiden bleibend und lenksam, allermeist eifrig und in ihrem Amte nicht ohne Erfolg.

Es gilt als Regel, daß sie an Orte gestellt werden, an denen und um welche herum etwa tausend Christen wohnen und zu einer Einzelgemeinde zusammengeschlossen werden. Einzelne eingeborne Geistliche werden auch den Missionaren, welche größere Stationen zu leiten haben, beigegeben, damit sie, die sie den üblen Einwirkungen ihres heimathlichen Klimas weniger ausgesetzt sind als die Europäer,

ihnen nach den mannigfachsten Beziehungen eine Hilfe seien. Das alles aber machte eine solchen Verhältnissen entsprechende Herrichtung von Gebäuden, nämlich von Kapellen, Wohnhäusern, Dotationen von Pfarren und ähnlichem durchaus nöthig, dazu die Kolschristen leider verhältnißmäßig wenig beitrugen. Auch in die nun aufgerichtete Ordnung, daß sie sich bemühen sollten, die eine Hälfte des Gehaltes ihrer Geistlichen, welches natürlicher Weise sehr gering bemessen wurde, um sie in der Einfachheit und in der Einfalt zu erhalten, auf Wegen aufzubringen, wie sie in der Christenheit allgemein verbreitet sind, durch Stolgebühren, Opfer, regelmäßige Beiträge in Naturalien oder Geld, konnten sie sich schwer finden, so daß die Missionskasse nicht nur die versprochene andere Hälfte sondern bisweilen mehr zuschießen mußte. Besser gieng es mit der geistigen Fortbildung der verschiedenen Männer, die so nach und nach in das Amt traten. Durch eigenes Fortarbeiten, durch Versammlungen und Berathungen und Verhandlungen, welche theils die Missionare mit ihnen oder sie selbst unter einander mit einem Missionar an der Spitze ordnungsmäßig und regelmäßig halten, wachsen sie mehr und mehr in ihre Arbeit hinein. Und wenngleich es an verschiedenen Fällen nicht mangelte, daß einige wegen Lässigkeit, Selbstsucht, Aufsässigkeit, ja wegen schlimmerer Vergehen mußten getadelt oder gar bestraft, selbst entlassen werden, ist doch eine ganze Anzahl im Amte. Mehrere sind auch schon in die Ewigkeit abgerufen worden, denen ihre Missionare wegen ihrer Arbeit ein gutes Zeugniß gegeben haben. Am Schlusse dieser ganzen Zeit sind es neunzehn, welche über das ganze Gebiet zerstreut entweder als für sich stehende Pastoren oder als Hilfsprediger der Missionare ihre Posten angewiesen bekommen haben.

Es liegt auf der Hand, daß schon um diese durchaus nothwendige Entwicklung im geordneten Gange zu erhalten, ein Unterbau anderer Schulen vorhanden sein muß, welche nun auch schon an sich großen Segen in die verschiedensten Kreise der heidenchristlichen Kolsgemeinden hineintragen. Wo es sich nur irgend hat machen lassen, sind deshalb Schulen der mannigfachsten Art begründet worden, dabei es sich allerdings um einen Kampf mit dem mangelnden Verständnisse der Eltern für die Wohlthat solcher Einrichtungen

und mit der mangelnden Bereitwilligkeit, es sich für seine Kinder etwas kosten zu lassen, vielfach handelt, da dann nur allgemach auch diese Vorurtheile schwinden. Der schwächste Punkt sind die Dorfschulen, derer jede in der Regel mindestens fünfzehn Schüler und Schülerinnen haben muß, wenn die vonseiten der Missionskasse zugesagte Hälfte des Lehrergehaltes gezahlt werden soll: manche bestehen, manche gehen wieder ein, und ihre Leistungen sind sehr wechselnd. Besser schon geht es mit den sogenannten Kostschulen, welche auf den Stationen unter den Augen und der Leitung der Missionare und ihrer Frauen — letztere haben es nur mit den Mädchenschulen zu thun — eingerichtet sind und gegen das Entgeld eines geringen Schul-Pflegegeldes die heranwachsenden Kinder der Christen in Kost, Unterricht und Erziehung nehmen. Als ein alle Knabenschulen überragendes Stockwerk, so zu sagen, ist die Anstalt anzusehen, derer Gebäude zu Ranschi gelegen bereits Erwähnung fanden, das sogenannte Knabenhaus und die auch andern in der Stadt wohnenden Schülern zugänglich gemachte höhere Schule, aus welcher dann unmittelbar der Uebergang in das Predigerseminar von einigen vollzogen werden kann.

Mit infolge der Rivalität der beiden Neben- und Gegenmissionen, welche mit der Einrichtung ähnlicher Schulanstalten vorgegangen sind, hat es auf diesem Gebiete eine Art Wettlauf gegeben, daß nämlich eine Mission der anderen durch Begründung von Schulen, welche in dem englisch-kolonialen Organismus höhere Berechtigungen zum Eintritte in die höchsten Ausbildungsstätten bieten, zuvorzukommen sich bestrebte. Es werde nicht verschwiegen, daß die englische Kolonialregierung solche Entwickelung mit Freuden sich vollziehen sieht und, wie solches auch in andern Kolonialländern der Welt von ihr geschieht, durch pekuniäre Unterstützungen den verschiedenen Anstalten, stufenmäßig normiert und bestimmten Bedingungen, z. B. auch einer Superrevision unterworfen, zu Hilfe kommt. Gerade in ihrem Jubiläumsjahre sieht sich die deutsche Kolsmission in der Lage, einen weiteren Schritt in der fortschreitenden Entfaltung ihres Schulsystems dadurch zu thun, daß sie ihre höhere Knabenschule zu Ranschi in eine solche umwandelt, welche mit ihrem Schlußexamen die Berechtigung zum Besuche der indisch-englischen Universitäten bietet, dabei obligatorisch

ist, daß eine fremde Sprache gelehrt und gelernt werde: es besteht ein Schwanken, ob dazu das Griechische, welches schon in dem Predigerseminar seit einer Reihe von Jahren ein Unterrichtsgegenstand ist, oder das Sanskrit oder das Deutsche erwählt werden soll.

Wie sollten alle solche Aufgaben gelöst werden können, ohne daß aus Deutschland weiter außer Missionaren mit einer Bildung, wie sie die Seminare der Häuser an den Ausgangspunkten der christlichen Heimath vermitteln, auch einzelne Theologen sich bereit gefunden hätten, in den Missionsdienst unter den Kols einzutreten! Dem Goßnerischen Missionshause zu Berlin wurde es im Laufe der zweiten Hälfte des nun zu Ende gehenden halben Jahrhunderts gegeben, in steigendem Maaße beide Arten von Missionaren zu gewinnen und nach Tschutia Nagpur auszusenden. Dieser Vorzug, an nachrückenden jungen Männern beider Art keinen Mangel zu leiden, hat der deutschen Kolsmission vonseiten der Engländer die eine Anerkennung abgerungen, daß sie dieselbe eine well manned mission, soll heißen, eine mit Menschen wohlausgestattete genannt haben. Nicht weniger als sieben Kandidaten der Theologie, der preußischen Landeskirche angehörig, regelrecht examiniert und vor der Abreise mit der Ordination versehen, schieden, in der St. Matthäikirche zu Berlin abgeordnet, von ihrem Vaterlande und begaben sich in Indien an die Arbeit, vornehmlich an die Schularbeit. Und in dem Jubiläumsjahre steht ein achter bereit, solchen Spuren zu folgen. Dabei ist es ein bezeichnender Umstand, daß von ihnen der eine als ein Sohn des früheren Missionars Sternberg in Indien geboren war, während einer der sächsischen, zwei der westfälischen und drei der pommerschen Provinzialkirche entstammen, zu denen nun noch ein Sachse hinzuzutreten im Begriffe steht. Leider lassen sich die Theologen leichter anziehen und für die Sache gewinnen als halten und dauernd an sie ketten. Als ob die für die Tropen durchaus nothwendige kräftige Gesundheit durch das Studium zu sehr angegriffen worden ist und nun eher wankt als bei andern, die noch nicht so viel mit dem Kopfe gearbeitet haben! Bei andern, die nach einer Reihe von Amtsjahren in den heimischen Kirchendienst zurückkehrten, lagen andere Gründe vor. Aber der ursprüngliche Gedanke Goßners Studierte und Unstudierte

gemeinsam an die Missionsarbeit zu stellen, ist in seiner Kolsmission festgehalten und zum Segen der Sache zur Ausführung gebracht worden. Ja, es ist Aussicht vorhanden, daß solches weiter geschehe. Und die hohen Hände, unter derer Regiment die ganze heilige Sache steht, haben es gefügt, daß auch unter denjenigen Missionaren, die auf dem kürzeren und rascheren Wege zum Dienen unter den Heiden und Heidenchristen gelangt sind, rührende Treue und die wohlthuendsten Erfolge bescheert werden.

Mit der Schulfrage hängt in eigenartiger Weise die Sprachenfrage zusammen. Wie wir sahen, sprechen die Kols als solche dravidische Mundarten, welche mit dem Hindi, der allgemeinen Landessprache, der Sprache der öffentlichen Schulen, der allgemeinen Verwaltung und der sonst wohlgeordneten Rechtsprechung, nichts zu thun haben. Die deutsche Mission hatte in der ersten Zeithälfte ihres Bestehens wohl von dieser Sachlage gewußt aber sie in ihrer Praxis nicht berücksichtigen können. Es ist als eine wohlthätige Errungenschaft des zweiten Zeitraumes zu bezeichnen, daß zwei Dialekte in gewisser Weise zu ihrem Rechte im Bereiche der Kirche und der Schule gekommen sind, nämlich das Mundari und das Urao. Vonseiten der Missionare, nämlich derer unter ihnen, die sprachgewandt und sprachgeschult waren und sind, wurde in Angriff genommen, die betreffenden beiden zuvörderst grammatisch darzustellen und die bis dahin ungeschriebenen sei es mit lateinischen sei es mit den landesüblichen indischen Buchstaben zu fixieren. Dann aber gieng man daran, nach den verschiedenen Seiten hin, in dem Kirchen- und Schuldienste, beides im allgemeinsten Sinne des Wortes genommen, das zu verwerthen, was an sprachlichem Verständnisse so neugewonnen worden war.

Zu guter Stunde bedachte die gütige Hand, welche das Grundkapital zur Wiederaufnahme von Lohardagga gespendet hatte, die deutsche Kolsmission mit dem Geschenke einer Typenpresse, welche gleichfalls zu Ranschi, dem Vororte der ganzen Arbeit, ihre Stätte fand. Sie hat sich im Verlaufe der letzten beiden Jahrzehnte bedeutend erweitert, und wenn sie gleich noch nicht auf der Höhe steht, daß sie z. B. für die Uebersetzungsarbeiten, welche die große Englische Bibelgesellschaft in Indien drucken läßt, in Anspruch genommen werden kann, so hat sie doch in andern Gebieten voll

und ganz geleistet, dazu sie begründet worden ist, so zwar, daß es christliche Eingeborne sind, welche unter der Leitung eines der Missionare an ihr beschäftigt sind. Sowohl in Hindi als auch in den beiden genannten Kolssprachen sind seit dem Bestehen der Presse eine große Anzahl von Schriften der verschiedensten Art fertig gestellt worden, die dann ihren Weg in die Gemeinde gefunden haben und so wirken, wie es die mannigfachen Bücher und Büchlein in der Christenheit auch thun. Katechismen, Gesangbücher, Liturgieen, Traktate, Erbauungsschriften u. s. w. auf der einen Seite, auf der andern Schulbücher von der niedersten Stufe an bis zu derjenigen, welche der jeweilige Stand der von der Mission in Gang gehaltenen, auf einander stufenmäßig folgenden Schulen erheischt, dazu eine in Hindi verfaßte, regelmäßig erscheinende Zeitschrift erbaulichen und lehrreichen Inhalts, „der Hausfreund" genannt und für die gebildeten Kolschristen und Missionsdiener bestimmt, — das alles und vieles andere gewährt die Fernsicht, daß in steigendem Maaße die Presse den geistigen und christlichen Bedürfnissen zu dienen wird bereit sein müssen.

Es ist Selbstverstand, daß damit eine Thätigkeit der Missionare, an welche bisher noch nicht erinnert ward, in einer Weise geweckt, herausgefordert und in Vollzug gesetzt wird, die gleichfalls von unmeßbarem Umfange zu sein den Eindruck macht. Wir meinen die Uebersetzungsarbeiten derselben. Verschiedenes wird ja von ihnen unmittelbar in Hindi oder in der betreffenden Kolssprache für den Druck niedergeschrieben. Aber welch ein Reichthum würde den neugewonnenen Christengemeinschaften verschlossen bleiben, wenn nicht in ihre eigene Sprache gute Schriften übersetzt werden sollten! Die Neigung und die Pflicht hat denn auch einige Missionare dazu geführt, sich energisch an diesen Aufgaben zu mühen, und die Zeit zu solchen Arbeiten mußte gefunden werden. Zögernd und vorsichtig ist hierbei auch eine Uebersetzung der Bibel, vorab des Neuen Testamentes in die beiden in Frage kommenden Sprachen in Sicht und in Angriff genommen worden, während die Hindiübersetzung der ganzen heiligen Schrift von den Engländern früherer Zeiten hergestellt nur immer weiterer Verbreitung bedurfte, welche durch Kolporteure und Bibelfrauen — die betreffenden englischen Gesellschaften stellen die Kosten auch nach dieser Seite

zur Verfügung — in erfreulicher Weise befördert wurde. Es hat einer Reihe von Jahren bedurft, und gewiß nicht zum Schaden der Sache ist solche Verlangsamung ausgeschlagen, ehe die an solchen Uebersetzungsarbeiten thätigen Missionare es nicht nur zur Herstellung einzelner neutestamentlicher Bücher sondern zu einer Sammlung, ja zu einem vollständigen Ganzen gebracht haben. Mit dem Mundarimarkusevangelium begann es; an die Offenbarung St. Johannis konnte erst in der jüngsten Zeit gegangen werden. Aber welch eine köstliche Jubiläumsgabe, daß während des laufenden Jahres das Mundarineuetestament fertig geworden und den Gemeinden und Christenleuten dargeboten werden kann! Die hochherzige und allzeit hilfsbereite und stetig kräftiger werdende Englische Bibelgesellschaft hat es zu Kalkatta drucken lassen, und die Jahreszahl 1895 auf dem Titelblatte redet für alle, die darum wissen, eine beredte Sprache.

Wiewohl bei dieser Arbeit und in der parallel laufenden sich noch in den Anfängen befindenden derselben Art in Urao einige eingeborne Geistliche, namentlich diejenigen, welche im Prediger-seminare auch in die griechische Sprache waren geführt worden, zur Hilfe herangezogen werden konnten, sei es, daß sie zu endlicher Feststellung des Textes Rath gaben, sei es daß sie einzelne Bücher selbst übersetzten und dabei beaufsichtigt wurden und weiter in nahe liegender Weise herangezogen werden müssen, die Hauptarbeit liegt bleibend auf den Schultern der Missionare. Wir halten das Werk der Bibelverbreitung für eine der Aufgaben der christlichen Diakonie. Das Dienen am Fundamentieren der christlichen Kirche unter den Heiden hat es aber namentlich auf Seiten der Protestanten an sich, daß nicht nur der genannte Zweig sondern manche andere einzelne Zweige der Diakonie, welche in üppiger Fülle in der neueren Zeit an dem wurzeltiefen, säftereichen und fruchtbaren Baume hervorgesprossen sind, als Pfropfreiser dem Missionswerke eingesenkt werden, an demselben angewachsen sind, Früchte der edelsten Art getragen haben und den bestimmten Eindruck gewähren, als ob hier noch nicht aller Tage Abend nahe sei, sondern daß mit der Zeit auch weiter Rath kommen werde. Es ist mit allem Bewußtsein und mit ganzer Kraft zu fragen, ob das dadurch unumgänglich nothwendig werdende „Vielthun“, also

das Herbeiziehen einer Ueberfülle von Nebenmissionsmitteln, welche das Lehren und das Spenden der Sakramente beeinträchtigen oder in den Schatten stellen könnten, nicht eine Gefahr für die Sache und für die Personen in sich berge, welche dem möglichen Segen bedenklichen Eintrag thut. Die bisherigen Erfahrungen der deutschen Kolsmissionare und der deutschen Kolsmission beweisen, daß die Gefährdung, einmal erkannt, ihre Spitze und Wirkung verliert, und daß das Anwenden eines immer umfangreicher und mannigfaltiger werdenden Apparates von Missionsmitteln nur das genau durchzuführende Prinzip der Arbeitstheilung fest im Auge behalten muß, um ein heilsames Vielthun nicht in eine krankhafte Vielthuerei oder sonstige Vielgeschäftigkeit umschlagen und die Missionare nicht zu Faktotums werden zu lassen.

Solche Erwägungen haben es zu Wege gebracht, daß in dem letzten Jahrzehnt namentlich einem besonderen Zweige der Diakonie, nämlich der Krankenpflege, zu einer erfreulichen Entwickelung geholfen worden ist. Dilettantisch hatten sich ja immer, wie das so sehr nahe liegt, die Missionare damit beschäftigt, leidenden Heiden und Heidenchristen, welche bei ihnen Rath und Beistand suchten, dieselben angedeihen zu lassen, wie denn ja an den Hauptorten der Provinz Aerzte vorhanden sind, welche die englische Kolonialregierung angestellt hat, ja hin und her im Lande auch eingeborene Heilkünstler ihr Werk thun. Allein daß unter der pflegenden Hand der Missionare auch größere Krankenanstalten entständen, in denen besondere Arten von Leidenden Aufnahme, Pflege und vielleicht dauernden Aufenthalt fänden, das war bis vor einigen Jahrfünften noch nicht vorhanden gewesen. Wie sollte es dazu kommen? Auf dem doppelten Wege, daß einmal von Außen her der Anlaß, die Mittel der Begründung und Fortführung und der Impuls zu immer kräftigerer Entfaltung gegeben würden, und daß zweitens aus dem Schooße der Missionare heraus der Gedanke an eine besondere Gründung auftauchte und den Segen empfieng, daß dieselbe „zu Stand und Wesen“ kam. Mit beiden gieng es also zu.

Das Elend der vielen Tausend Aussätzigen, welche es in Indien giebt, war einigen frommen Schotten und Engländern

auf das Herz gefallen, und ihr Gewissen ließ ihnen keine Ruhe — sie wünschten für derer viele etwas zu thun, dadurch ihr hartes Geschick ein wenig erleichtert würde. Zu dem Behufe bildeten sie einen Verein, sammelten Gelder und fragten bei einigen Missionsvorständen an, ob sie nicht ihren Missionaren es gestatten wollten, unter ihre Aufsicht Asyle zu nehmen, in welche Aussätzige gesammelt werden könnten. Das Mitleid mit dem Jammerstande der armen Menschen gab bei der Berathung eines solchen Antrages im Schooße des Goßnerischen Missionskuratoriums den Ausschlag. Zu Lohardagga entstand unter der gesegneten Hand des Missionars Ferdinand Hahn auf einem durch einen reichen Heiden geschenkten Platze unmittelbar neben der Missionsstation ein Hospital, aus mehreren Häusern und einer Kapelle bestehend, in welches einzelne Aussätzige und ganze aussätzige Familien Aufnahme finden sollten. Es füllte sich bald, zumal auch Fallsüchtige und andere an schweren unheilbaren Krankheiten Leidende nicht zurückgewiesen wurden. Ein an leichterem Aussatz kranker Katechist wohnt in ihrer Mitte, christliche Hausordnung ist eingerichtet, an die Stationskirche hat ein Flügel für die armen Leute angebaut werden können, und es ist eine dankbare geistliche Arbeit gewesen, die bisher an sie gewandt ward. Noch weit erfreulicher aber sowohl nach der Seite des Umfanges als auch nach der innern Vertiefung ist eine zweite Anstalt gediehen, die bei der Missionsstation Purulia liegt. Der Grundstein wurde im Februar 1888 gelegt. Schon im Laufe desselben Jahres übten einige rasch fertig gewordene Häuser magnetische Kräfte aus. Auch hier waltet eine gesegnete Hand, die des Missionars Uffmann. Und nicht nur beläuft sich die Schaar der Kranken auf mehr als drei Hunderte, da 1895 geschrieben wird, sondern im Laufe der sieben Jahre hat es sich in erfreulichster Weise gezeigt, daß viele von ihnen ihr Herz dem ihnen nahe gebrachten göttlichen Worte geöffnet haben. Beide Asyle, das zu Lohardagga und das zu Purulia, sind für die Heiden und Muhammedaner des Landes, auch für gleichgiltige Christen, eine stumme aber eindringliche Predigt von der christlichen Liebe, ein Thatbeweis des Glaubens, welcher sich der Elenden annimmt. Das neueste auf diesem Gebiete aber ist, daß die englische Kolonial-

regierung allen Ernstes daran denkt, auf gesetzlichem Wege und auf öffentliche Kosten so viel Aussätzige als nur möglich den Asylen, wenn nöthig durch Zwang, zu überweisen: die Missionare werden sich die christliche Behandlung derselben natürlich ausbedingen und zweifelsohne weiter anwenden.

Während aber mit diesen beiden Anstalten eine Spezialität von Krankheiten berücksichtigt worden ist, handelt es sich mit der dritten um umfassende Fürsorge für Leiden aller Art, um ein Krankenhaus im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Bereits die ersten Missionare hatten an die Begründung eines solchen in Ranschi gedacht, und kurz vor dem Scheiden war es von dem letzten Senior, als er 1868 auf dem platten Dache des Thurmes der Kirche stand, zu dem Berliner Inspektor ausgesprochen: „Hier fehlt nur noch ein Hospital." Das zeugte von einem richtigen Blicke und der klaren Erkenntniß vorhandener Bedürfnisse. Allein mehr als zwei Mal neun Jahre sollte der Gedanke ausreifen. Es wurde sonst dort an Ort und Stelle sowohl als auch zu Berlin sinnig erwogen, daß Goßner sein St. Elisabeth-Krankenhaus nur ein Jahr vor seiner Mission begründet und beiden Zwecken gemeinsam bis an sein Ende die letzte Kraft seines Lebens gewidmet hatte. Wie, wenn auch in den Zeiten, da beides groß gewachsen war und sich mannigfach von einander hatte trennen müssen, ohne doch im Glauben und in der Liebe getrennt zu sein, die Diakonie sich fürder der Mission annähme und auf dem Missionsgebiete gerade diesem Zweige der Diakonie eine besondere Pflege zu Theil werden könnte! Ein St. Elisabeth-Krankenhaus auf dem Missionsgrundstücke bei Ranschi — das leuchtete auch den Kolschristen ein, als es ihnen klar gemacht wurde, ja, als es gebaut, geweiht und in Gebrauch genommen worden ist: nun schon einige Jahre steht es in gesegnetem Betriebe. Was wäre schöner, als daß ein deutscher Arzt und deutsche Diakonissen in den verschiedenen Häusern, aus welchen es besteht, walten könnten! Soweit aber ist vorab die ganze Einrichtung noch nicht gediehen. Vielmehr befindet sich alles noch auf der Vorstufe, daß unter der Aufsicht des Missionars der Station ein eingeborener Arzt, ein Kolschrist, der mit drei Genossen die Ranschischule durchgemacht,

dann noch eine höhere Schule besucht, ferner den vierjährigen Kursus der Anstalt eines englischen Missionsarztes zur Ausbildung eingeborener Ärzte durchgemacht und die vorgeschriebene Regierungsprüfung bestanden hat, die Kranken behandelt: von seinen drei Kollegen haben zwei bei den Aussätzigenasylen Verwendung gefunden. Das Ganze aber kann ja nur dazu beitragen, daß wiederum von einer neuen Seite der schon vorhandene christliche Glaube vertieft und dem Heidenthume immer mehr Abbruch gethan werde.

Weitaus am schwierigsten und langwierigsten aber erweist sich je länger desto mehr die Aufgabe, welche die Missionare gegenüber der sozialen Frage haben. Die Sorge um diese Angelegenheit, die wechselnde Stellung des Volkes, der Heiden nicht nur sondern ihrer eigenen Christen, zu ihnen, die durch neue Gesetze veränderte Lage der Dinge, eine Ueberfülle von Prozessen, welche infolge der Verwicklungen bei den englisch-indischen Gerichtshöfen anhängig gemacht werden, eine Zeitlang schweben und dann nicht immer zu Gunsten der Christen enden, das alles macht namentlich den älteren Missionaren, welche an der Spitze der einzelnen Stationen stehen, so große Mühe, daß nicht nur Zeit und Kraft in unverhältnißmäßiger Weise gerade hierauf verwandt wird, sondern daß die Herzen durch die Theilnahme nach einer Seite, welche unmittelbar zu ihrer Missionsarbeit nicht zu gehören scheint, bewegt werden. Als oberster Grundsatz steht ihnen fest, daß ein Missionar den sozialen Nöthen der auf ihn angewiesenen heidnischen und heidenchristlichen Leute gegenüber sich nicht gleichgiltig verhalten darf: dazu jammern ihn die armen, vielfach bedrückten, ungerecht behandelten und vergewaltigten Menschen zu sehr. Und wenn gleich der Staat an erster Stelle verpflichtet ist, durch Neuordnungen die Schwachen zu schützen und die Starken zum Rechtthun anzuhalten, so werden die Vertreter der Kirche, auch der sich unter den Heiden neubegründenden Kirche, nicht mit verschränkten Armen einer sozialen Bewegung zuschauen dürfen sondern sie werden ihren Mund zu Rath und Zeugniß sowie ihre Hand zu Hilfe und Schutz aufthun müssen.

Nun hat die englische Kolonialregierung sich natürlich dieser verwickelten Dinge angenommen, ist also beispielsweise, nicht ohne daß die Missionare von ihr deswegen befragt worden waren, so umsichtig gewesen, ein Frohndienstablösungsgesetz zu erlassen — wir müssen uns weitere Details versagen — wie denn auch die englischen Richter bei den Prozessen ihre Pflicht thun. Indessen liegt die niedere Polizei vielfach in den Händen böser, weil bestechlicher heidnischer und muhammedanischer Beamten, und die niederen Schichten des Volkes, aus denen die Christen allermeist stammen, sind so ungewandt, ungebildet und kurzsichtig, auch für sich selbst so rathlos und ungeschützt, während ihre Gegner vielfach Macht über sie haben, und ihre ihnen dadurch zustehenden Rechte mißbrauchen, zumal sie als Heiden und Muhammedaner viel verschmitzter und zu Verdunklungen des Thatbestandes geneigt sind. Die Missionare haben immer nur zu mahnen, daß die Christen in allen solchen Verwicklungen bei der Wahrheit bleiben, ihre schuldige Pflicht thun, ihre Renten pünktlich bezahlen und sich quittieren lassen, lieber unrecht leiden als Unrecht thun u. s. w. Allein es kommen Fälle vor, da auch die Boten des Friedens und die Hüter der göttlichen Rechte keinen andern Weg sehen, als daß die Behörden zum Schutze und zur Entscheidung angerufen werden. Falsches Zeugniß vor Gericht von Christen begangen wird kirchenzuchtlich bestraft. Wenn gar solche, die im Dienste und Solde der Mission stehen, sich so weit vergessen, vor dem Richter zu lügen, so werden sie entlassen, aber weiter seelsorgerlich behandelt. Es ist ausgeschlossen, daß zu den nicht unbedeutenden Kosten derartiger Prozesse Missionsgeld verwandt werde: sie müssen von den Christen oder deren Verwandten und Freunden selbst getragen werden. Aber es liegt auf der Hand, daß die Missionare bisweilen verzagt haben werden können, ob die sozialen Verhältnisse ihres armen Christenvolkes nicht noch ärgere Schädigungen als bisher dem Werke der Kirchengründung zufügen würden.

Einem bestimmten Eindrucke kann man sich, wenn man diese Bewegung Jahrzehnte lang beobachtet, nicht entziehen. Dieselbe geht wie vieles in der Welt und Geschichte wellenlinienhaft vor sich, und es kommt nur darauf an, daß bei den

einzelnen Fluth- und Ebbezeiten die Missionare klaren Blicks und ruhiger Hand ihr Schifflein weiter steuern. Es sind Zeiten dagewesen, da die sozialistischen Wühler und Führer, Sardare genannt, durch Winkeladvokaten oder auch ständige Advokaten aus Kalkatta übel berathen und hart geplündert, das Volk erregten und ihre Spitze gegen die Missionare richteten, als ob sie mehr thun könnten, eine bessere soziale Lage herbeizuführen. „Fort von der Kirche" war dann das Loosungswort, welches leider vielfach befolgt wurde. Aber dann sind auch wieder Niedergänge eingetreten. Fehlschläge, Bestrafungen durch die Behörden, freundliches und ernstes Zureden der Missionare, Reaktionen durch verständige Kolschristen und anderes haben ruhigere Zeiten hereingeführt. Ja, wenn die drei christlichen Missionen in dieser Angelegenheit nur einhellig wären! Die Anglikaner allerdings beobachten mehr eine reservierte Haltung. Allein einzelne Jesuiten sollen öfter von der ihnen nachgerühmten Klugheit verlassen worden sein. Zum Theil durch Gewaltthätigkeiten, zum Theil durch übereilte Versprechungen, die von dem armen Volke vergrößert sein mögen, haben sie namentlich unter den Heiden des Südwestens von Tschutia Nagpur eine Erregung des niederen Volkes gegen die Grundbesitzer hervorgebracht, welche auch kirchlich von ihnen ausgebeutet ward, soll heißen, sie forderten die ihnen anhängenden Schaaren auf, zu ihrer Kirchengemeinschaft überzutreten. Binnen sehr kurzer Zeit, so haben sie selbst davon berichtet, sind Tausende ja Zehntausende getauft worden, natürlich nach nur sehr rascher Unterweisung in den nothwendigsten christlichen Wahrheiten und kirchlichen Formen, und wenn die Jesuiten dann auch wohl Aelteste und Katechisten unter den von ihnen so gewonnenen Dorfschaften einsetzten, so sahen sie sich doch außer Stande, sich dauernd unter ihnen niederzulassen, da die Grundbesitzer ihnen keinen Platz verkauften, auf welchem sie eine Station hätten erbauen können.

Gerade aus diesem Umstande aber sollte der Goßnerischen Kolsmission ein Sproß erwachsen, wie er in dieser Weise noch nicht vorhanden war. Einige Dorfschaften nämlich mit römisch-katholisch gewordenen Heiden sandten an den ihnen zunächst wohnenden deutschen Missionar Abgesandte, welche die Bitte

vortrugen, es möchte sich doch ein Lehrer in ihrer Mitte niederlassen, welcher sie mit dem christlichen Glauben besser bekannt machen möchte als diejenigen, welche zuerst zu ihnen gekommen wären, sie aber seitdem nicht weiter versorgt hätten. Diesem Antrage wurde nicht kurzer Hand Folge gegeben. Sondern sowohl zu Ranschi als auch in Berlin erwogen die maaßgebenden Persönlichkeiten, die Missionare dort und das Kuratorium hier, ruhig und umsichtig, ob es erlaubt sei, solch ein Entgegenkommen abzuweisen. Die Parallele mit römisch-katholischen Persönlichkeiten, die innerhalb der bestehenden Christenheit Protestanten werden wollen, liegt nahe. Wer wollte sie zurückweisen, wenn sie bitten, daß sie mit der biblischen Wahrheit näher bekannt gemacht würden! Ja, wie sollte in einer Mission, die von Goßner gegründet ist, der einst auch aus den Irrthümern Roms gekommen schließlich einer protestantischen Kirchengemeinschaft sich anschloß, sich nicht der Wunsch regen, solchen zu Hilfe zu kommen, die daran irre geworden waren, ob sie durch die Jesuiten weiter empfangen würden, was sie dunkel suchten! So ist denn auf ihr Gesuch eingegangen worden. Zu guter Stunde ließ sich ein Grundstück inmitten der betreffenden Gegend käuflich erwerben. Ein aus der Mark Brandenburg stammender junger Missionar wurde mit dem Neubaue einer Station betraut, ein eingeborener Geistlicher und mehrere Katechisten giengen mit ihm und besetzten nahe gelegene Punkte, und in einiger Zeit war „Büchselpur" begründet, zum Andenken an den inzwischen heimgegangenen Nachfolger Goßners.

Während hier die Wünsche von Menschen befriedigt wurden, handelte es sich bei der Begründung der jüngsten der bestehenden Stationen um einen ganz anderen Beweggrund. Eine neugebaute Eisenbahn durchschneidet den Süden Tschutia Nagpurs, eine Gegend, in welcher sporadisch Christenhäuflein wohnen, die ihren Glauben der deutschen Mission verdanken. Von besonderer Bedeutung für die Provinz verspricht einer der Haltepunkte der neu eröffneten Verkehrsstraße zu werden, an welchem eine Kreuzung besonderer Art stattfindet. Die Bahn selbst verbindet den Osten mit dem Westen Mittelindiens. Die große Landstraße aber, welche vom Norden nach Süden, von Ranschi nach

Tschaibaßa geht, schneidet die Bahn in Tschakradharpur. An diesem Knotenpunkte mußte eingesetzt werden. Auf einem glücklich erworbenen Platze erwuchs ein Missionarshaus, und wenngleich der erste Bewohner durch schwere, durch das Klima gekommene Krankheit nach Deutschland zurückzukehren gezwungen ward, so ist ein anderer an seine Stelle getreten. Auch fürder wird hoffentlich an jungen Missionaren, welche auf das Feld der Arbeit und des Kämpfens nachrücken, kein Mangel sein.

Das neueste auf diesem Gebiete der Stationsgründungen ist zweierlei, ein Anfang und eine Aussicht. Ein Pfarrer der Provinz Sachsen vermachte dem Goßnerischen Missionshilfsverein derselben ein kleines Kapital. Letzterer aber sprach den Wunsch aus, daß unter den Kols eine neue Station begründet würde, welche nach Analogie früherer Benennungen den Namen des gütigen Testators trüge, also „Zahnspur" heißen möchte. Was sollte der Erfüllung solch eines Wunsches entgegenstehen! Ja, was sollte mehr erwünscht sein, als daß so derartige Patronate nachgeahmt würden, und Goßners Mission unter den Kols einen Platz nach dem andern besetzen und benamen könnte, damit die Zeltpflöcke weiter gepflanzt und die Seile nach längeren Maaßen ausgespannt werden könnten! Darum war es zum andern ein richtiger Gedanke der letzten Generalkonferenz der Kolsmissionare, wenn sie sich als das Jubiläumsgeschenk deutscher Christen in allen Landen erdachten, wünschten und ausbaten, es möchte doch 1895 durch die Begründung einer „Ebenezerstation" gekennzeichnet werden. Als 1886 die goldene Jubelfeier der Gesammtmission Goßners begangen ward, wurde solch ein Wunsch nicht laut, noch lagen die allgemeinen Verhältnisse der Sache so, daß solch ein Gedanke ernstlich ins Auge gefaßt und seiner Verwirklichung entgegengeführt werden konnte. Anders jetzt! Dank mannigfachem Segen von oben, Dank mannigfachen Bestrebungen betheiligter Freunde und Freundinnen, Dank mannigfachster Güte, welche in Deutschland und Nordamerika, vor allem in den altpreußischen Provinzen und in Ostfriesland, fleißig und reichlich sich bethätigt hat, sind die Mittel beisammen, daß ernstlich in Angriff genommen werden kann, was so in Sicht genommen ward. Nur noch der Ort, und dann frisch und fröhlich vorwärts!

Werden auch weiter Männer vorhanden sein, welche ihr Leben an diese große Sache zu setzen bereit sind? Wird die Goßnerische Kolsmission weiter den Eindruck gewähren, eine „wohl mit Menschen ausgestattete“ zu heißen? So lange in Deutschen Landen und in der Deutschen Diaspora der Glaube an den für uns gekreuzigten und auferstandenen Heiland lebendig bleibt, so lange „Gottes Wort und Luthers Lehr“ bei deutschen Christen und Christinnen in Ehren bleiben, wird es auch Goßners Kolsmission an solchen nicht gebrechen, die „ihre Seelen für den Namen unseres HErrn JEsu Christi dargeben,“ und an die Arbeit treten, bei der es weder Reichthümer noch Ehre zu holen giebt, die aber Freuden bereitet, wie sie reiche und geehrte Leute schwerlich kennen. An der Fundamentierung der lutherischen Kirche unter den Kols mitgeholfen zu haben, ist und bleibt eine Arbeit, durch welche in der besten Weise der Dank abgestattet wird, den viele Christen und Christinnen deutscher Zunge ihrem dreieinigen Gotte im Himmel schulden. Außer den einundzwanzig Boten, welche zur Stunde am Werke stehen, blicken in Indien und in Deutschland und in Nordamerika noch eine viel größere Anzahl von Männern und Frauen, welche eine Zeit lang in Tschutia Nagpur mitgewirkt haben, dann aber zu anderer Arbeit im Reiche ihres Gottes geführt worden sind, nach Ranschi und werden im Geiste an dem Jubiläumstage gegenwärtig sein. Vielleicht, daß einige frühere Kolsmissionare, welche jetzt anderweit in Indien thätig sind, sich aufmachen und zur Stätte zurückkehren, an welcher sie einst weilten und wirkten! Ist doch auch die Goßnerische Gangesmission im Jubiläumsjahre der Kolsmission mit Männern versorgt, welche ausnahmslos einige Jahre lang an letzterer mitgeholfen haben, sei es, daß sie kürzere Zeit als Helfer mitarbeiteten, sei es, daß sie zu Ranschi oder einigen andern Orten ihre Laufbahn als Missionare begannen und eine Art Vorschule dort durchmachten. Und es kann sich ja nur empfehlen, daß auch fürder gerade der letztere Weg eingeschlagen werde: welch eine Vorbereitung für einen jungen Missionar, an solch einem Werke die ersten Jahre mit betheiligt gewesen zu sein und ihm die erste frische Liebe und Begeisterung zugewandt zu haben!

Aber nicht nur Missionare, wünscht man, sollten im Bereiche der deutschen Kolsmission für weitere Kreise ihre Vorbildung empfangen. Nein, wäre es nicht nahe liegend, daß durch bekehrte Kolschristen, die auch ein gewisses Maaß christlicher und allgemeiner Bildung bekommen hätten, das Wort Gottes in die Ferne getragen würde? — So könnte man versucht sein zu fragen. Gerade aus Tschutia Nagpur ziehen jährlich Hunderte und aber Hunderte männlichen und weiblichen Geschlechts, Heiden und Christen, freiwillig oder halbfreiwillig, letzteres wenn sie durch Kuliagenten, nämlich durch Arbeiterwerber, sich haben gewinnen lassen, in die Plantagen oder in die großen Städte Nordindiens. Wäre es da nicht gewiesen, wenigstens Katechisten ihnen nachzusenden, die denselben nachgiengen und sie geistlich zu versorgen und dann auch auf die Heiden einzuwirken suchten, ähnlich wie die eingeborenen Geistlichen und alle andern, welche im Dienste der Mission stehen, auf ihre heidnischen Landsleute, mit denen sie nur irgendwie in Berührung kommen, einzuwirken angewiesen werden? Das wäre nur möglich, wenn solche Leute der Aufsicht und Leitung europäischer Missionare unterstellt werden. Zu irgend welcher Selbständigkeit sind sie zu unreif und zu schwach. Als vor wenigen Jahren Schleswigholsteinische Missionare, die südöstlich von Ranschi unter einen Stamm arbeiten, welcher eine dem Bengali verwandte Mundart spricht, um einige Katechisten baten, die in ihren Dienst treten und unter ihrer Leitung ihnen an der Missionsarbeit helfen sollten, konnte ihnen gewillfahrt werden. Die Leute giengen mit Weib und Kind in die neuen Verhältnisse ein und sollen zur Zufriedenheit arbeiten und leben. Solcher Art Hilfsleistungen könnten, wenn gewünscht, weiter geleistet werden.

Zu höherem werden die Kolschristen nach und nach heranreifen und vorgebildet werden. Man hüte sich, von solchen zu großen Gemeinden gesammelte und aus solchen Verhältnissen herausgekommenen Heidenchristen irgend welche Vollkommenheitsvorstellungen zu fassen oder zu hegen! Ueber eine Art Katechumenatsverhältniß kamen und kommen Neugründungen umfassender Gemeinschaften solcher Art schwerlich hinaus, wie denn auch ein früherer Missionar das Gros der Kolschristen mit leidlich

unterwiesenen und wohlgesinnten Konfirmanden verglichen hat. Es liegen eben Approximativ- d. h. Entwicklungverhältnisse vor, an deren dunklen Seiten nicht stillschweigend vorübergegangen werden darf. Die Gegenwart der beiden Neben- und Gegenmissionen bringt es unmittelbar zu Wege, daß eine nicht geringe Schaar von Christen unter allen drei Missionsneugründungen vorhanden sind, welche mit der Bezeichnung „kirchlicher Triebsand“ — die Kols benennen Triebsand mit dem Worte „Diebssand“ — bezeichnet werden müssen. Das frühere Heidenthum, aus dem sie kamen, lockt unaufhörlich mit seiner in Noth helfen sollenden Zauberei und mit den dem natürlichen Herzen wohlthuenden Genüssen. Die soziale Frage birgt eine Fülle von Versuchungen zu Unzufriedenheit, Aufsässigkeit, Lüge und Haß. Das heranwachsende „zweite Geschlecht“ entbehrt der Frische und Ursprünglichkeit des Glaubens der Väter und wird leider nicht so erzogen und herangebildet, als es sein sollte und vielleicht könnte. Die durchaus notwendige Kirchenzucht, welche energisch geübt wird, wirkt nur bisweilen die beabsichtigte Beugung: in vielen Fällen ist das Gegentheil die Folge. Durch die allgemeinen Arbeits- und Verkehrsverhältnisse Nordindiens wird zu Wege gebracht, daß auch die Christengemeinden, wie bereits gesagt, eine Diaspora aus sich heraussetzen, welche wie bei den entsprechenden Verhältnissen anderer schon fest fundierter Kirchengemeinschaften die schwersten Gefahren für die Seelen hegt. Kurz, auch die Gemeinden der deutschen Kolsmission entsprechen nicht irgend welchen idealistischen Wünschen sondern wollen nüchtern beurtheilt und der Wahrheit gemäß als solche, die sich auf Anfangsstufen christlicher Entwickelung befinden, angesehen sein.

Der Vergleich mit den sie umgebenden Heiden indessen zeigt, daß sie weit über denselben stehen. Was den christlichen Glauben, den demselben entsprechenden Gottesdienst und das Leben in Familie, Gesellschaft und Gemeinde anlangt, so lassen sich Veränderungen feststellen, welche es auf das deutlichste, ja handgreiflichste zeigen, daß eine neue Macht in den Gemüthern von Tausenden eine Statt gefunden und zu wirken begonnen hat. Die Grundlagen lutherischen Christenthums sind in unzählig vielen Christen und Christinnen jeden Alters gelegt, sodaß eine

bisweilen staunenswerthe Klarheit über ihr altes Heidenthum und über das neue, welches die Bibel enthält, bei ihnen vorhanden ist. Ihre Theilnahme am öffentlichen Kultus wird wiederholt als eine zufriedenstellende bezeichnet und macht auf einen herzugekommenen Besucher einen überwältigenden Eindruck: der Anblick einer zum Sakrament des Altars herzutretenden und dasselbe genießenden Kolsgemeinde ist ungemein tröstlich, erbaulich, beschämend, erhebend. Bei dem Wirken der Missionare, das christliche Volk zur Nüchternheit und Wahrhaftigkeit zu erziehen, kommt ihnen im großen und ganzen Willigkeit entgegen. Sei es, daß hierbei die in der europäischen und amerikanischen Christenheit neuerlich aufgekommenen besonderen Mittel der Diakonie angewandt werden, sei es, daß man, um das Einreißen eines gesetzlichen Christenthums zu vermeiden, lediglich auf seelsorgerischem Wege den Leuten zu helfen sucht, in jedem Falle kennt man den Feind, der zu bekämpfen ist, und ficht nicht erfolglos gegen ihn. Ferner liegt die wohlthuende Erscheinung vor, daß in den Familien und kleineren Gemeinschaften der Segen des christlichen Gebetes, des einsamen und des gemeinsamen, erkannt und aus der Erfahrung geschätzt wird. Namentlich geht es an den Sterbebetten der Christen und Christinnen so zu, wie es sonst in der Christenheit beschieert wird, und ein erbaulicher Tod söhnt mit manchen Schwächen des vorangegangenen Lebens aus. Endlich, als das letzte aber nicht als das mindeste, sei es erwähnt, es finden sich Spuren, daß die Leute für das dankbar sind, was ihnen in und mit dem christlichen Glauben geschenkt worden ist. Große Impulse, ihrem Herzen und ihrem Bewußtsein von neuem den Werth und den Zweck der ihnen gewordenen Wohlthat nahe zu bringen, haben noch nie verfehlt, sie innerlich zu bewegen uud vorwärts zu bringen. Und so steht zu hoffen, daß auch die Tage feierlicher Erinnerung: „Es ist nun ein halbes Jahrhundert verflossen, seit die ersten Missionare inmitten unseres Landes sich niederließen!“ auf die Gesammtheit der jungen Kirchengemeinschaft wohlthätig einwirken und Kräfte wecken werden, welche weiteren Segen in Aussicht stellen.

VIII.

Ein Ausblick.

Goldne Jubiläen, von einzelnen Personen gefeiert, sind „Licht um den Abend“: bei Kollektivpersönlichkeiten pflegen sie die Ausgangspunkte für neue Aufschwünge und Fortschritte zu sein. Möge die Goßnerische Kolsmission diese allgemeine Erfahrung auch bei sich bewahrheitet und bethätigt erhalten! Sie steht noch vor riesengroßen Aufgaben. Sternbergs kühnes Wort von der „gegründeten Hoffnung“, „im Verlaufe nicht vieler Jahre werde der ganze Stamm der Kols der Gemeinde zugethan sein,“ nach dem ersten Jahrzehnt gesprochen und geschrieben, erweist sich am Schlusse von fünf Jahrzehnten als zwar überschwänglich aber auch als ein in neuem Sinne zu nehmender Fingerzeig auf die kommenden Tage. Alle drei Missionen, Lutheraner, Anglikaner und römische Katholiken machen nicht den Eindruck, als ob diese dreifältige Schnur und ihre einzelnen Theile an Dauer und Haltbarkeit Einbuße erleiden würden. Werden da diejenigen, welche bisher die Führung hatten, dieselbe auch weiter behalten und das leisten, dazu ihre Schritte dorthin nach Tschutia Nagpur geleitet worden sind und voraussichtlich weiter geleitet werden werden?

Das wird geschehen, wenn sowohl in der christlichen Heimath als auch auf dem Arbeitsfelde der Missionare fest ins Auge gefaßt bleibt, welches das höchste, edelste und vollkommenste Ziel der christlichen Mission ist. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß durch ihr dortiges Wirken eine deutsche Mission den Engländern hilft, einer der vielen heidnischen Volksgemeinschaften, die ihnen als Bestandtheile des indischen Kaiserreiches gehorsamen, auf eine höhere Stufe zu heben und die Leute, welche einst Heiden waren und nun Christen sind, zu nützlicheren Gliedern der menschlichen Gesellschaft und zu besseren Bürgern des Staates zu erziehen. Die deutschen Boten werden fürder in die eigenartigen sozialen Verhältnisse des Landes und Volkes verpflochten werden und mit dahin wirken, daß ruhigere und

leichtere Tage hereinbrechen, ja sie werden allen den äußeren Gefahren ausgesetzt sein, deren mehrere in den vergangenen Tagen nicht nur im Hintergrunde blieben sondern mit schweren Nöthen für Leib und Leben, ja auch für die Seelen hereinbrachen, wie denn auch in den kommenden Tagen an solchem allen kein Mangel sein wird. Die Verselbstständigung Indiens und die drohende Haltung Rußlands in Asien stehen als dunkle Gewitterwolken an dem Himmel der Zukunft: die Gährung in den Gemüthern der Heiden, Muhammedaner und auch der Christen und ihr Drängen auf Gewähren größerer Freiheit sowie andrerseits Russophobie und etwa aufkeimende Russomanie geben viel zu denken und zu besorgen. Nur daß bei allen solchen Erwägungen das Wort des HErrn zuletzt den Ausschlag giebt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Des HErrn Reich in den bestimmten Formen, wie sie uns gegeben wurden und uns als die besten erscheinen, unter den Heiden zu begründen, das ist eine Aufgabe, wie sie wohl „des Schweißes der Edlen" und — setzen wir hinzu — ihrer Thränen ja, wenn nöthig ihres Blutes werth ist. Gerade in der Gegenwart, da es den Anschein gewinnt, als ob die lutherische Kirche mannigfach von den reformierten Gemeinschaften überflügelt wird, und als ob in verschiedenen Gebieten derselben ein zwar wohlgemeinter und nach manchen Beziehungen auch wohlthätiger aber ihren Nerv schädigender Latitudinarismus das ist ein die Kirchengrenzen niederreißendes oder verhüllendes Verfahren vorwaltet, gewährt es eine eigenartige Freude zu beobachten, wie der aus den Wurzeln stammende und aus dem Thau und Regen und Dunstkreise genährte Lebenssaft des Baumes „nach oben dringt, um frische Reiser zur Gesundheit der Heiden zu treiben," auf daß Schmieders so wahres und so schönes Wort gebraucht werde. In der lutherischen Diaspora und in den lutherischen Missionen wird den latitudinarischen Anschauungen und Bestrebungen, soviel wir erkennen können, weniger nachgegeben als in den Landen, aus welchen die Auswanderer sowie die Heidenboten kamen und kommen. Hoffen wir, es werde auch Goßners Kolsmission an ihrem Theile mit Kraft weiter dahin wirken, daß in Lehre, Kultus und Leben die Kirche des reinen Evangeliums inmitten der

indischen Völkerschaaren ihr Banner je länger desto klarer und sichtbarer entfalte und denjenigen Missionen, welche dasselbe erstreben, treu zur Seite stehen!

Allein was hülfe es den Heidenchristen, wenn sie auch noch so korrekt unterwiesen würden, noch so konform mit den Gebräuchen und Ordnungen während des Kirchenjahres in den Gottesdiensten sich zu halten lernten und noch so legal in der allgemeinen Lebensweise deutscher Christen sich zu bewegen gewöhnt würden, wenn das wichtigste fehlte, nämlich das wahre Leben aus Gott in bewußter Gemeinschaft mit dem Heilande der Welt und in der Erleuchtung durch Gott den Heiligen Geist! Was dem Begründer der Goßnerischen Kolsmission eignete und ihn auszeichnete, darf in seinem Werke niemals aus den Augen gelassen werden. Vielmehr muß das höchste Streben seiner Diener und Dienerinnen darauf gerichtet sein, daß in den immer größer werdenden Gemeinden möglichst viele dazu geleitet werden, mit ganzem Ernste nach ihrer Seligkeit zu trachten, damit sie das Ziel erreichen, welches ihren unsterblichen Seelen gewiesen wird und für sie bestimmt ist. Solange beide, die suchenden und weidenden Hirten und die durch ihr Mühen gefundenen und verpflegten Heerden, an dieser Hauptsache aller Missionsarbeit theilhaben und festhalten, wird es an reichem Segen von oben nicht fehlen. Und auch Goßners Mission unter den Kols wird an ihrem Theile dazu beitragen, daß von den „andern Schafen", welche gemäß der Gleichnißrede des HErrn nicht aus dem ersten Stalle sind, viele hergeführt werden, die in Zeit und Ewigkeit zu der einen Heerde des einigen Hirten gehören.

Anhang.

I.

Die Missionare.

* verheirathet, † gestorben.

1844, 24. Juli: Kand. E. Schatz. Schullehrer Aug. Brandt.*† Schullehrer Friedr. Batsch. Oekonom Theod. Janke.*†
1845, Okt.: Kand. Hermann Ansorge.* Schullehrer Heinrich Batsch.* Rob. Buchwaldt.*†
1847, Joh. Siek. Joh. Börner.† Christian Behrens.†
1848, Karl Conrad.
1849 Kand. Herm. Gerndt. Rud. Gerndt.† Aug. Müller.† Lehrer Christian Matthias.†
1850, Febr.: Theodor Oskar Lohr.* Ad. Herzog.
1851, Ferd. Bohn. Karl Stamm.†
1861, Hermann Onasch. Oskar Flex.
1863, David Didlaukies. Lars Skrefsrud.
1864, Pastor Struwe.† Paul Börresen.* Georg Polenz. Christopher Gaustäd.
1865, Pastor Jellingshaus. Heinrich Uffmann.
1867, 24. Oktober: Pastor Häberlin. Past. Nottrott.
1868, Ferdinand Hahn. Wilhelm Voß.†
1869, August: Wilhelm Huß.†
1871, Pastor Kröcher.*
1872, Sept.: Eduard Reinert. Nov.: Past. Fritz Sternberg.
1873, Sept.: Wilhelm Nowack.
1874, Oktober: Pastor Lebrecht Beyer.*
1875, Sept.: Ferdinand Bartsch. Otto Gemsky. Okt.: Ferdinand Hepp.†
1877, Sept.: Oskar Wirth. Friedr. Sommer.†
1879, Sept.: Julius Bruske.
1880, Nov.: Wilhelm Kiefel. Christoph Bransfeld.
1882, Nov.: Pred. Martin Hartmann. Peter Eidnäs.
1883, Sept.: Ernst Petrick.

1885, Sept.: Rudolf Riemann.
1886, Sept.: Pastor Julius Betzler.*
1887, Sept.: Karl Püsching. Peter Dahl.
1888, Nov.: Christoph Lokies.
1889, Sept.: Pastor Emil Müller. Franz Eckert. Joh. Grabowski.† Ernst Wüste.
1890, Sept.: Daniel Kaiser. Johannes Kupfernagel.
1891, Nov.: Franz Kasten. Paul Walter. Paul Wenzlaff.
1892, Sept.: Heinrich Lorbeer. Benjamin Lauzemis. Emil Granzin.
1893, Sept.: Fritz Pape. Wilhelm Diller. Adolf Bantel. Gustav Beckmann. Dez.: Pastor Franz Boy.*
1894, Oktober: Karl Pape.

II.

Vertheilung der Missionare, Herbst 1895.

1. Ranschi, Station: Miss. Dr. Nottrott.* Fritz Pape.
2. Ranschi, Schule: Miss. Müller.* Miss. Boy.* Miss. Gustav Beckmann. Miss. Paul Wenzlaff.*
3. Purulia: Miss. Uffmann.* Karl Pape.
4. Hazaribagh: Ohne Missionar.
5. Lohardagga: Miss. Gemsky. Miss. Lokies.* Miss. Lauzemis.
6. Goßnerpur: Miss. Kiefel. Miss. Kasten.*
7. Patrasburtsch: Miss. Püsching. Miss. Diller.
8. Tschaibaßa: Miss. Wüste.*
9. St. Matthäuspur: Miss. Eidnäs.* Miss. Bantel.
10. Büchselpur: Miss. Eckert.* Miss. Granzin.
11. Tschakradharpur: Miss. Lorbeer.

Beurlaubt: Miss. Didlaukies* und Miss. Hahn.*

III.

Einige statistische Angaben.

Die letzte Aufnahme fand im Anfange des Jahres 1894 statt. Auf Grund derselben sind zum Theil nur ungefähre Angaben gemacht.

Eingeborene Pastoren:	Aerzte:	Kandidaten:	Katechisten:	Lehrer:
19.	3	16.	200.	100.

Kolporteure:	Bibelfrauen:	Aelteste:	Dörfer:	Christenfamilien:
7.	36.	110.	1150.	7300.

Gesammtzahl d. Christen u. Katechumenen:	Berechtig. z. Genusse d. heil. Abendm:
über 40 000 Seelen.	etwa 12 000.

Abendmahlsgäste 1893:	Sonntagsschulbesucher:	Dorfschulkinder:
etwa 21 000.	über 1500.	etwa 1100.

Kostschulkinder:
etwa 800.

Druck von J. Windolff in Berlin.

Den Freunden der Kolsmission Goßners

sagt das unterzeichnete Kuratorium herzlich Dank, daß sein Appell an ihre Güte am Ende des vorigen Jahres solch eine entgegenkommende Aufnahme gefunden hat. Wir sind durch dieselbe in die Lage versetzt worden, nicht nur die von den Missionaren uns vorgeschlagene Begründung einer „Jubiläumsstation" ins Auge zu fassen, sondern auch, soweit wir sehen können, noch während des ganzen nächsten Jahres uneingeschränkt in Tschutia Nagpur weiter fortzuarbeiten. Als ein geringes Zeichen unsrer Dankbarkeit übersenden wir Ihnen anliegend die zu der goldenen Jubelfeier der deutschen Kolsmission verfaßte Festschrift und theilen Ihnen mit, daß wir unsern Inspektor Plath als Vertreter, der am 10. November dieses Jahres in Rantschi mitfeiern soll, nach Bengalen entsandt haben: ernstere Aufgaben, die Durchsprache verschiedener wichtiger Fragen, eine erneute gründliche Inspektion des ganzen Werkes, sind ihm weiter von uns gestellt worden. Wir möchten Sie aber auch dadurch zu „Genossen unsrer Freude" machen, daß wir Sie ersuchen, uns eine Bitte zu erfüllen. Der Tag der Jubelfeier, der Sonntag der 10. November, Luthers Geburtstag, legt es nahe, in irgend einer Ihnen genehmen Weise, sei es im Hauptgottesdienste, sei es am Abende in einer außerordentlichen Missionserbauungsstunde, möglichenfalls mit angeschlossenem „Familienabende", unsrer Sache bestens zu gedenken. Wir bitten Sie herzlich, daß Sie mit Ihrer Gemeinde uns also mitfeiern hülfen und im Geiste mit uns und denen in Indien vereint den HErrn für die erwiesene

Güte priesen und um weiteren Segen angiengen. Wir sagen Ihnen im voraus für alles, was Sie fürder für die Kolsmission Goßners thun werden, herzlichen Dank und wünschen, daß es von oben her reichlich vergolten werden möge.

Liebesgaben werden erbeten unter der Adresse: **„An die Goßner'sche Mission"** Friedenau-Berlin, Handjerystraße 19/20.

Friedenau-Berlin, den 17. September 1895.

Das Curatorium der Goßner'schen Mission:

D. Braun
Generalsuperintendent.

[illegible]
Geh. Justiz-Rath u. Kammergerichtsrath.

Paul Händler.
Professor.

v. [illegible]
Corvetten-Capitän z. D.

[illegible]
Chefredakteur.

Neutsch,
Rechnungsrath.

Kletschke,
Sup. a. D. u. Pastor

[illegible]
Konsistorialrath.

Moeller
Ober-Konsistorialrath.

Plath,
Miss.-Inspektor.

Kausch.
Miss.-Inspektor.

Druck von J. [illegible] in Berlin.

Buchhandlung der Goßnerschen Mission, Friedenau-Berlin.

Wir empfehlen zur weiteren Orientierung über unsere Mission das prächtige Album:

50 Bilder aus der Goßnerschen Kolsmission.

Mit erläuterndem Texte und Karte,
herausgegeben von Missions-Insp. **Kausch** und Missionar **Hahn.**
Hübsch in vierfarb. Decke geb. *M.* 4.



Aussätzige auf Lohardagga.
Verkleinerte Probe-Illustration aus dem Album: **50 Bilder aus der Goßnerschen Kols-Mission.**

Der bisherige Absatz (innerhalb 1 Jahres!) von ungefähr 3000 Exemplaren beweist am besten, welcher Beliebtheit sich dieses prächtige, in der deutschen Missionslitteratur wohl einzig dastehende Werk zu erfreuen hat. Jeder Geistliche, mag er nun die eine oder die andere der deutschen Missionen unterstützen, findet in diesem Album eine Fülle von Stoff für anregende Missionsstunden. Die Bilder sind prächtig ausgeführt, teilweise wahre Kunstwerke. Der Text bei aller Knappheit doch wirklich fesselnd. Der Einband ist derartig künstlerischer Ausführung, daß das Album jedem Büchertische nur zur Zierde gereichen kann. Die „Neue Westf. Volkszeitung" schließt eine längere äußerst günstige Besprechung mit den Worten: Wir wünschen zwar unsrer lieben Rheinischen Mission kein Wasser abzugraben, aber dies herrliche Bilderbuch sollte sich doch jeder Missionsfreund kaufen!

Conrad, Rev., C. G., **Ostindische Todesschatten.** Mit 10 Illustrationen. Eleg. broch. Preis 50 ₰.

Der Verfasser der „Bibel vor einem heidnischen Gerichtshofe" schildert in diesem Büchlein auf Grund seiner langjährigen Missionsthätigkeit in Indien die Gefahren, der ein Missionar dort ausgesetzt ist. Die zehn von einem Künstler gezeichneten Illustrationen sind eine wertvolle Ergänzung zu den wahrhaft packenden Schilderungen der „Todesschatten."

Größere und kleinere Missionsschriften.

Die Buchhandlung ist stets gerne bereit, ihre Missionsschriften und =Traktate den Herren Geistlichen zum Verkaufe bei Missionsfesten und ähnlichen Gelegenheiten in Commission zu senden. Wir tragen alle Portounkosten und nehmen den nichtverkauften Teil der Sendung zurück. Im Interesse der Goßnerschen Mission bitten wir daher herzlich, von diesem Anerbieten recht zahlreich Gebrauch zu machen.

Conrad, Die Bibel vor einem heidnischen Gerichtshofe. 26 S. gr. 8⁰. broch. 20 ₰.

Gerhard, Geschichte und Beschreibung der Mission unter den Kols in Ostindien. 144 S. 8⁰. früherer Preis 1,20 ℳ. **jetzt 0,25** ℳ. **50 Expl. zu 5** ℳ.

Goßner's Leben und Mission. 32 S. 8⁰. Mit zahlreichen Holzschnitten. broch. 20 ₰.

Hahn, Miss. F., Harkhu der Aussätzige. 2. Aufl. Mit einer Illustration. 24 S. 8⁰. 10 ₰.

Tiefbewegtes Lebensbild eines jener unglücklichen Aussätzigen.

— do. — Pastor Sulemann Khalkho. 16 S. 8⁰. 10 ₰.

Nottrott, Pundiji und Belong. Eine Geschichte aus Indien. 48 S. 8⁰. broch. 25 ₰.

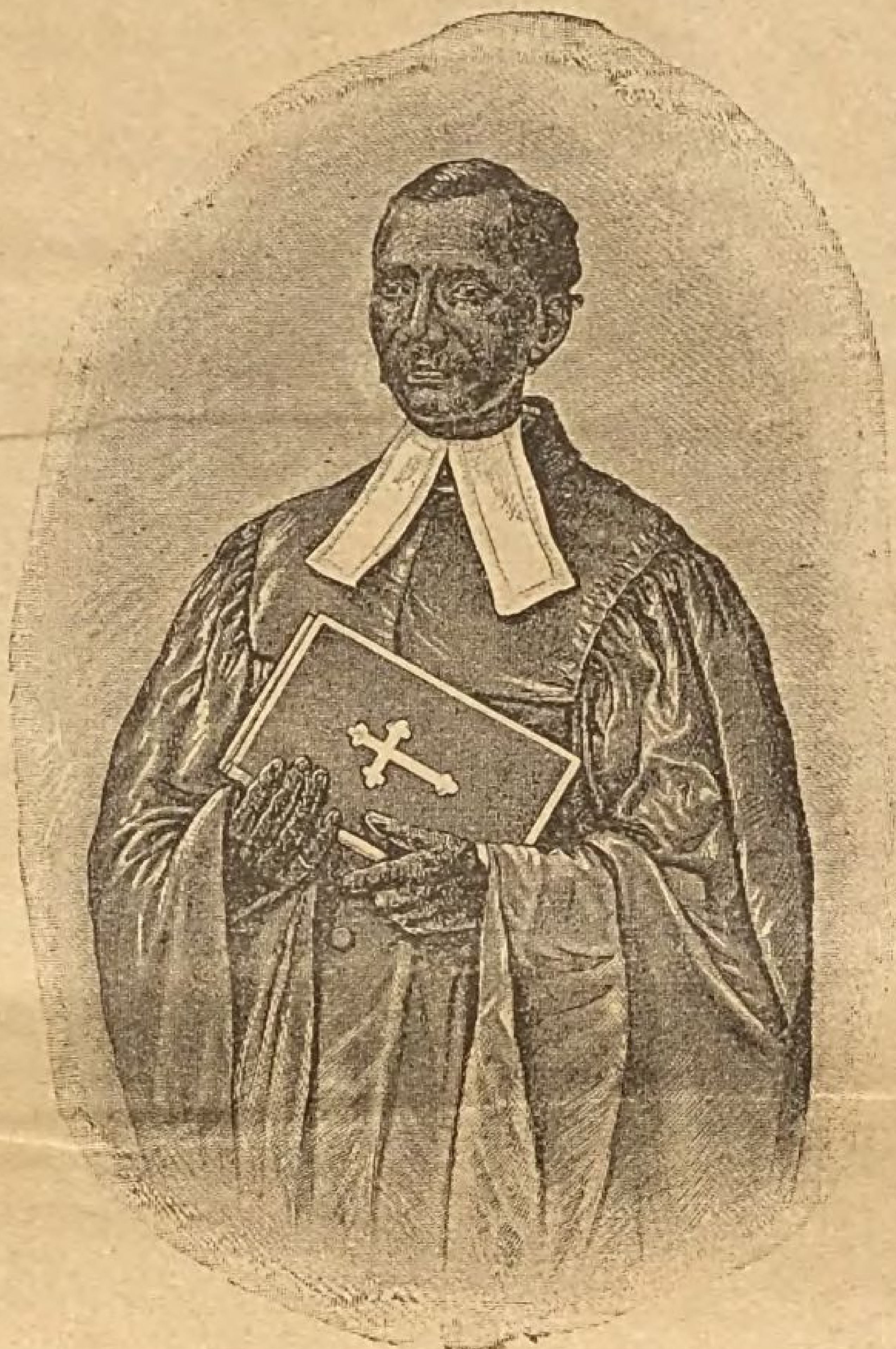
„Mustergültige Darstellung. Eine wahre Perle der volkstümlichen Missionslitteratur." (Wegweiser dch. d. volkst. Miss.=Litt. von P. Eger.)

— do. — Adam Godoë. Lebensbild eines Larka=Kol. 63 S. 8⁰. broch. 30 ₰.

„Anmutige und anschauliche Schilderung."

— do. — Der gegenwärtige Stand der Kolsmission, mit besonderer Berücksichtigung der Landfrage. 32 S. 8⁰. broch. 15 ₰.

Nottrott, Dr. A., Ein Träger des Lichts. Nathanael Tuyu, der erste Munda=Pastor. 54 S. 8⁰. broch. 20 ₰.



Nathanael Tuyu.

Plath, Miss.=Insp. Prof. Lic., Nordindische Missionseindrücke. 32 S. 8⁰ 20 ₰.
— do. — Eine neue Reise nach Indien, für Jung und Alt beschrieben. 170 S. 8⁰. $^1/_2$ Lwd. 1 ℳ. 20 ₰.
— do. — Sieben Tage in Jerusalem. 34 S. 8⁰. broch. 35 ₰.
— do. — Deutsche Kolonialmission. 34 S. 8⁰. broch. 35 ₰.
— do. — Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche? 50 ₰.
Priscilla. Eine Erzählung aus Indien. 16 S. 8⁰. geh. 10 ₰.
„Ansprechend und lehrreich."
Traktate, 48 verschiedene Missionstraktate à 4 Seiten. 8⁰. 50 ₰.
10 × 48 Stück zu 4 ℳ; 20 × 48 Stück zu 6 ℳ.
— do. — große, 48 verschiedene à 4 S. 50 ₰. **10 × 48 Stück zu 4 ℳ.**
20 × 48 Stück zu 6 ℳ.
— do. — kleine, 48 verschiedene à 4 S. 16⁰. 25 ₰. **10 × 48 zu 2 ℳ.**
20 × 48 zu 3 ℳ.
Vollmar, Treu bis in den Tod. 32 S. 8⁰. broch. 20 ₰.
Waagen, Ein seltener Mann. J. Garfield's Leben. 48 S. 16⁰. broch. 20 ₰.
Was kannst du abgeben? 24 S. 8⁰. broch. 20 ₰.
Ziemann, Wilhelm, Ein Goßnerscher Missionar. 42 S. 16⁰. broch. 20 ₰.
Karte der Kolsmission **statt 25 ₰. nur 5 ₰.**

Weitere Verlagsschriften.

Aus einem Kinderleben. 32 S. broch. 20 ₰.
Baltin, Gebete für Schule und Haus. 48 S. broch. 20 ₰.
Becker, Heilige Wahrheiten. 82 S. 8⁰. broch. 80 ₰.

Becker, Eindrücke v. einer Pilgerfahrt durchs hl. Land. 8 S. 8⁰. 10 ₰. **100 Expl. 5 M.**
— do. — Der ewige Trost im Sterben. 32 S. broch. 20 ₰.
Bogatzky, K. H. v., Lebenslauf von ihm selbst beschrieben. 196 S. broch. 25 ₰.
Bransfeld, Margarethe, geb. Engels, †. (Leben und Heimgang einer Missionarsfrau.) 32 S. geh. 10 ₰.
Dalton, Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts. Mit Goßners Bild. 487 S. 8⁰. **broch. statt 4 M. 50 ₰. nur 2 M.** Gebundene Expl. liefern wir zu **3 M. 20 ₰.**
Von dieser trefflichen Lebensbeschreibung besitzen wir nur noch wenige Exemplare. Wir bitten daher um recht zeitige Aufgabe der Bestellungen.
Davies, Rev. G. S., Gaudentius. Kulturhistorische Novelle aus der Zeit des Titus und Domitian. Bevorwortet vom Ober-Konsist.-Rat Möller und Miss.-Insp. Prof. Lic. Plath. 8⁰. 226 S. broch. 1 M. 50 ₰. Eleg. geb. **2 M. 50 ₰.**
„Eine prächtige Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgungen. Von den Mängeln, welche man an manchem Werke der englischen religiösen Litteratur zu tadeln pflegt, ist das Buch ganz frei. Die Uebersetzung ist in einem fließenden, lesbaren Deutsch geschrieben. Die Ausstattung ist elegant. Wir empfehlen das Buch ganz besonders für Schüler- und Schülerinnen-Bibliotheken, zum Vorlesen für Haus und Familie."
Drei Monate im Schnee. 32 S. broch. 20 ₰.
Engelfreuden am Weihnachtsabend. 16 S. 8⁰. geh. 15 ₰.
Goßner, Schatzkästlein. Eleg. in Halbfranz geb. 2 M. 50 ₰., eleg. geb. mit Goldschnitt und Futteral 3 M.
— do. — Taschen-Ausgabe. Eleg. Halbfranz. geb. 2 M. 50 ₰., mit Goldschnitt und Futteral 3 M.
— do. — Hauskanzel, oder Erklärung der Sonn- und festtäglichen Evangelien des Kirchenjahres. 774 S. 8⁰. geb. **2 M. 50 ₰.** bis **4 M. 50 ₰.**
— do. — Goldkörner. 6. Aufl. 208 S. 8⁰. broch. **85 ₰.** 1/2 Lwd. geb. **1 M. 40 ₰.,** 1/1 Lwd. **1 M. 60 ₰.**
— do. — Briefe an eine leidende Freundin. 36 S. 8⁰. **statt 60 ₰. nur 40 ₰., 50 Ex. zu 15 M., 100 Ex. zu 20 M.**
— do. — Der Anklopfende. 16 S. 8⁰. 8 ₰.
— do. — Mir ist's, als ob Charfreitag wär'. 16 S. 8⁰. 8 ₰.
— do. — Weg zur Seligkeit. 80 S. 24⁰. broch. 20 ₰.
— do. — Das Herz des Menschen erklärt. Mit 10 Figurentafeln. 48 S. 8⁰. geb. 40 ₰.
Goßner's Bild (in seinen jüngeren Jahren, 1818) 8⁰. **statt 50 ₰. für 5 ₰.**
" " (im Lehnstuhl) Folio, **statt 1 M. für 50 ₰.**
" " (im Alter) 8⁰. **statt 25 ₰. für 10 ₰.**
" " (auf dem Sterbebette) 8⁰. **statt 25 ₰. für 5 ₰.**
Bei Entnahme von 10 Ex. auf einmal noch billiger.
Jaeckel, Der alte Kottwitz, eine Zeuge praktischen Christenthums. 40 S. broch. 30 ₰. **10 Ex. 2 M. 40 ₰.**
Kinzel, Ein Pastorenleben. Mit einem Bilde in Photogravure. Eleg. kart. 88 S. 8⁰. **1 M., 10 Ex. 8 M.**
Selma, das verwaiste Mädchen, u. Felix, der arme Judenknabe. 24 S. 8⁰. broch. 20 ₰.
Thomas a Kempis, Das Büchlein von der Nachfolge Christi übersetzt und mit Nachlese von Joh. Goßner. 430 S. 24⁰. Lwd. **1 M. 50 ₰.** Lwd. mit Goldschn. **2 M.,** Leder mit Goldschn. **3 M. 20 ₰.**
Vollmar, A., Sonntagskinder. 32 S. 8⁰. broch. 20 ₰.
— do. — Die Sperlinge sehen's. 32 S. 8⁰. broch. 20 ₰.
Weyell, Pfr. Ph., Des Christen Ziel und Weg. 32 S. **20 ₰. 10 Ex. zu 1,50 M.**